

ARNO JUNG

außerhalb

Pierre Anna Pepe Julien Samuel

ARNO JUNG

außerhalb

Erzählungen

Pierre Anna Pepe Julien Samuel

Pierre

Der Blick nach innen schien neue Erkenntnisse über Raum und Zeit zu eröffnen.

Die Form des Nahen und Einfachen hatte für Pierre verschiedene Varianten bereitgestellt. Die Farben und Düfte legte das schwindende Licht auf einen neuen Nährboden. Der nach dem Blick getätigte Schritt in die Tiefe des Raumes erlaubte den Gedanken des Lebendigen.

Die Dichte der unendlichen Weite erlaubte nur ein vorsichtiges Hineintasten. Die Einschränkung des Bewegungsapparates erleichterte auch die mit warmem Atem angehauchte Seele. Mit etwas Abstand gingen die von Pierre in die Umgebung losgelassenen Bilder in der Landschaft auf. Nicht die mit der vorüberfließenden Zeit in der Leere sich ausbreitende Form setzte den Widerstand, sondern das blasse Licht der weißen Ebene stoppte die Reglosigkeit der Blicke. Das Stampfen, schwermutig sich anhörend, erlöste die Unberührtheit der Fläche von ihrer Lethargie. Der Duft von Heu wehte seitlich am leicht vereisten, haarigen Nasenloch vorbei.

Pierre kam sich ziel- und willenlos vor. Allmählich bildeten sich die eingebildeten Vorbilder zu einem Model der Zugeständnisse aus. Das hilflose Staunen mutete sich an, als wären die geschützten Füße in der mehrschichtigen Schneewehe einzementiert. Er versuchte das Verklärte durch den Schritt ins Gleichgewicht zwischen dem Erdboden und dem Himmel zu eliminieren. Diesem Versuch lag ein kindliches Bild der Unversehrtheit beiseite. Gradlinig schritt Pierre der noch schlafenden Landschaft entgegen. Die sich an dem Baum, der ins Blickfeld geriet, angeschmiegte Schneerhöhung hatte über ihre Form eine Patina gelegt.

Der Baum zeigte nicht ohne Wehmut seine Bekundungen zum Leben. Mit Geduld fand er den richtigen Weg gegen den Himmel. Die letzten Etagen seines Hauses verschwanden in der Umarmung der bläulichen Schneeauflage und dem Königsblau des Himmels. Eine solche Umarmung wäre Pierre auch als Widerschein im Herzen angenehm. Kaum, dass er vorwärts geschritten war, löste sich aus dem Baumraum eine mit Grau vermischte Schneefigur. Würde sie sich im Raum zurechtfinden oder den Boden zum langsamen Landen auserwählen? Nichts erschien wesentlicher als auf diesen für Pierre reglosen Zustand eine Antwort zu finden. Die Linie, die die Stille zerschnitt, war für ihn eine Notwendigkeit. So sah er den Beginn aller Geschichten.

Von dem Ruf des im Raum sich auflösenden Vogels, blieb mit der Zeit nur noch ein geheimnisvolles Flüstern übrig. Pierre wusste, dass der Weg, den er bisher gegangen war, träumerische Visionen freigesetzt hatte; sie entbehrten aber nicht eines gewissen Flaums, auf den er nun in Ermangelung des dahinfliegenden Graus verzichten musste.

Gewiss, eine Art Wahrheit, wie sie sich nun in der Landschaft zeigte, verband ihn mit der Erde. Darauf achtend, dass er nicht den Abhang runterrutschte, zog es ihn auf die zerbrechlichen Glanzstücke, die sich nun zu tausenden aneinandergereiht vor ihm ausbreiteten. Die unschuldig Dinge verbreitende Luft sog er ein. Wie einfach sich doch die Dinge darstellten.

Er wusste, dass dieser Ausblick ihn auch deshalb bewegte, weil die Natur ihm zeigte, wie die Dinge sich verabschiedeten. Der Überfluss an weißer Pracht deckte die vielfältige Zerbrechlichkeit zu. Alles erschien ihm einträchtig, wohl lautend, friedfertig. Der Blick entfernte sich von diesen Stellen und erreichte eine Fläche, die aschgrau sich schlangemäßig darstellte. Auch wenn Pierre sich an eine aufgeplusterte kindliche Zeit erinnert fühlen musste, so waren jedoch die geschichteten Gedankenelemente von einer glitzernden Macht durchdrungen, die es ermöglichte, ohne größeren Schaden hierher zu gelangen.

Die hinter dem Grau aufsteigende Fläche brachte die Linderung, die ihn in die Lage versetzte, gekräftigter dem geänderten Bild zu entsprechen. Der mit schwerem Atem erklimmte Hang belohnte ihn auf seinem Plateau mit einem himmlischen Blick in die räumliche Unendlichkeit dieses Stückes violett gefärbter Erde. Ergriffen legte sich auch der Atem wieder in sein Luftbett.

Ein Hauch von einer Luftströmung wehte ihm Bruchstücke von Wortfetzen herüber. Jenseits ertasteten seine Augen schon ein kindliches, zartes Grün, das er so liebte. Als einen dunklen Schattenfleck nahm er die wahrscheinlich miteinander diskutierende Gruppe wahr. Vorsichtig versuchte er den Raum dazwischen zu erfassen, die Zeit schien abhanden gekommen zu sein. Die laue Luft tat ihr Bestes. Der Blick übers Land zeigte ihm die Spur, die ausreichte, den Ort der nicht identifizierbaren Stimmen zu erreichen.

Verschleiert nahm er den Riss in der grünen Struktur wahr, die nun fern und unbetretbar erschien. Doch die ersichtlich mit der Landschaft verschmelzende Spur ließ sich nicht löschen, sie blieb wahrnehmbar. Das Verständnis für diese Markierung, das „sich einlassen“ erleichterte es ihm, den Ort des Nichtmangels klar und kraftvoll zu erreichen. Schritt für Schritt kam er ohne Umwege - eine Rückkehr gab es nicht - dem Vertrauten entgegen. Die letzten schwindelerregenden Windungen und zuvörderst stand die dominante Stimme - in Form der Bäuerin - vor ihm. Der Nachhall der im Ohr sich eingenisteten Stimme deckte sich mit ihrem Grüß Gott.

Sie ließ sich zunächst widerstandslos anschauen. Durch das Grau des Stoffes erschien ihr zu weites Kleid wie ein Staubmantel. Ihre Stimme ließ statt der bisher schönen Stille eine gewisse Verwunderung in seinem Ohr aufkommen. Im Gegensatz zum melodischen Ton der Stimme seiner Mutter schien ihre von einer gewissen Krankheit behaftet zu sein.

Vor dem Wohnhaus lag, sichtlich ungerührt, ein bräunliches, weißes Etwas, das durch sein kurzzeitiges Aufrichten sich als Hund zu erkennen gab. Der zunächst sich zeigende Entwicklungsgrad dieser Heimstätte erschien -unreflektiert - armselig. Doch die durch seine städtische Haltung geprägte Arroganz wurde schnell eines Besseren belehrt. Die ihm durch ihre tänzerische Drehung deutlich werdende Vitalität ging einher mit der Frage: „Was wünschen der Herr?“ Die nunmehr sich freudig anhörende Stimme sprengte den Status des faden Städters nachhaltig. Ihm wurde bewusst, dass die Tür ihres Zuhauses ihm neue Räume eröffnen würde. So wie die Bäuerin ihren Platz in dem Raum einnahm, schien für ihn ihre soziale Kompetenz unantastbar. Fisimatenten schienen nicht geduldet zu werden.

„Nehmen Sie Platz“, wurde er aufmerksam gemacht. Als die Bäuerin merkte, dass seinerseits keine Reaktion erfolgte, holte sie den Melkschemel aus dem Nebenzimmer, dabei murmelnd: „Mein Verstorbener nimmt leider immer den Stuhl mit.“ Die-

ses Bild einer anderen Wahrnehmung entbehrte nicht eines gewissen erhabenen Gefühls. Dieses Erhabene wurde zu einem Signal, welches ein Fingerzeig auf das ihm Unbekannte bedeutete.

Der Schemel sollte aber nicht das einzig Konkrete bleiben, nein sie, die Bäuerin, bereicherte den Raum mit einer Erhabenheit, die durch eine mitgebrachte Flasche ihre Abrundung fand. Diese bildnerisch erscheinende Ästhetik durchdrang ihn mit einem sinnlichen Wohlgefallen; dies wird er auch vom Inhalt dieser Lebendigkeit behaupten können. Ohne große Worte wurde er aufgefordert, von dem Enzianschnaps zu kosten. Diese intensive Direktive erlaubte noch nicht einmal Ablenkung für seinen Geist, unbewusst nahm er das in der hinteren Ecke über der Truhe aufgehängte Kruzifix wahr. Reflexion für etwas, was er für sich noch nicht darstellen konnte. Das von rechts einfallende Licht verblasste zunehmend, da sich im Außenraum die Sonne nicht mehr am Himmel halten konnte. Die Formen und Farben im Inneren schienen auch einer göttlichen Ordnung zu gehorchen.

Der gute Tropfen mundete ihm, draußen waren die ersten Tropfen eines nahenden Gewitters zu hören. Es donnerte in der Ferne, die Bäuerin erkundigte sich nach dem weiteren Weg von Pierre, er bemerkte, dass die Unerreichbarkeit seiner Zeitvorstellung das Ziel sei. Das Gefühl, das er damit rüberbrachte, wurde dankbar aufgenommen: Über gewisse Sinnfragen habe sie auch schon sich ihre Gedanken gemacht. Mit erhobenem Blick erweckte sie den Eindruck von Belustigtsein. Sie legte nach: "Ein Leben lang jeden Tag das Gleiche tun, hat aber auch eine besondere Form einer weltanschaulichen Vorstellung", drückte sie, gerade noch verständlich, zwischen ihren Lippen heraus.

Nachdem geklärt war, dass Pierre die Nacht im Stall nebenan verbringen durfte, tischte sie mit einer nie erlebten Selbstverständlichkeit einen ganzen Käselaib auf. Nur eine vage Hoffnung einer Essensmöglichkeit war vorher in ihm aufgekeimt. Diese Aussicht auf ein frugales Mahl übertraf seine Vorstellung. Ihre hingeworfene Anspielung auf seinen Körperbau erwiderte er mit der Möglichkeit, dies aufgrund ihrer Großzügigkeit zu ändern zu versuchen. Das Gewitter arbeitete sich immer weiter voran, die Blitze erhellten den Raum, der nun den düsteren Hintergrund gegen einen klaren, abgegrenzten Zustand tauschte; Farben entstanden, der verwelkte Eintrittseindruck verflog.

Die Bäuerin schnitt ein Stück Käse vom Laib ab und reichte es ihm. Er wagte es nicht, diese Köstlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Sie wusste es auch so. Alles lief in ihrer Einfachheit ohne viele Worte ab, jederzeit aber bereit, sich zu entfalten. Die Nacht war hereingebrochen, eine Laterne in der Hand, begab Pierre sich geräuschlos zum Heustadel. Die Nacht war kurz, wahrscheinlich deshalb war er noch in der Lage, ein Teil des Geträumten zu rekapitulieren.

Diesen Sommer wird er sechzig, das Leben hat ihn abgenutzt, unaufhörlich, geliebt ist aber eine gewisse Spiritualität, die mit der Frage endete: "Wie hältst Du es mit Gott?" Gleichzeitig bleibt ihm das Photo vor Augen, nackt, als Baby, liegend auf dem Bauch, gebettet auf dem obligatorischen Fell (ob echt, kann nicht erinnert werden.) Somit erschien ihm auch gewiss, dass eine bewahrte Kindlichkeit eine Kraftquelle für ihn darstellte.

Mit etwas wackligem Schritt begab er sich, nach kurzer Morgentoilette, zum Hauptgebäude; er buchstabierte bis dahin - der inneren Uhr folgend - das Alltägliche, wel-

ches immer wieder erfrischend neu sich darstellen kann. Beim Eintreten, das bekannte Interieur erfassend, sieht er die Bäuerin mit einem Besen über den Boden kratzen. Dies löste bei ihm ein inneres Echo aus, das unzähligen Stimmen Gehör verschaffte. Sie hielt inne, bemerkte: „Ich verstehe Sie schon“ und begab sich in die Kammer nebenan. Sein aufmerksamer Blick erhaschte -in Abwesenheit anderer Schätze- eine schwer leserliche Inschrift gegenüber dem gestern wahrgenommenen Kreuzifix. Diese Stelle füllte erneut sein Inneres mit etwas, vielleicht wieder etwas Heiligem. Sein Herz schlug im Rhythmus des Auflesens.

Er schaute zu, als die Bäuerin für ihn den Tisch deckte. Die Spur, die sie gestern Abend mit dem Laib gelegt hatte, hatte sich davon gemacht. Nur noch das Leintuch, in dem der Käse eingewickelt war, ließ die Spur erahnen; es diente nun als Unterlage zum Frühstück. Das Brot zerbröselte beim vielen Teilen - wie sonst der Tag eines Städters.

Der an diesem Morgen starke Ostwind schlug vehement die Eingangstür zu, die klare Morgenluft verschwand, das diffuse Licht nahm wieder Überhand. Nur noch der süß duftende Kaffee belebte die Stube. „Das war’s“, sagte sie plötzlich in die Stille hinein. Sie musste keinem Zweifel standhalten, der Rhythmus ihres Arbeitstags war unbewusst ergebniseffizient. Pierres Augen war abzulesen, dass die nach dem Austritt aus der Stube sich vor ihm ausbreitende Landschaft ihn verzückte. Das Gewitter schien vergessen, doch der schrille Krach der wilden Vögel ließ das donnernde Gestern aufleben. Der Schritt aus dem Gestrigen führte ihn gleichzeitig zu einem Übertritt ins Märchenhafte, wo die auf dem Zaun sitzenden Nachtvögel wie Feen erschienen.

Pierre schloss die Augen, es geschah, nicht als überflüssige Wiederholung, sondern in der provozierenden Äußerung einer jedes Mal neu sich zu erschließenden Entdeckung, eingekleidet in das Machbare: Freiheit. Ein Gedanke, der nie rationiert werden darf, auch wenn man ihm des Öfteren nur auf Umwegen näher kommt.

Um den konkreten Anschluss an den Weg nicht zu verpassen, schweifte sein Blick über die Ackerfurchen, dem Strauchwerk entlang, zum gegenüberliegenden kleinen Hügel. Dieser war zunächst aufgrund des gleißenden Lichtes nur schwer auszumachen, die Frage an die Bäuerin nach dem Vorhandensein eines Feldstechers wurde mit einem kaum wahrzunehmenden Kopfschütteln beantwortet; hier oben muss schon lange hausgehalten werden, schoss es ihm durch den Kopf.

Die vertraulich erscheinenden, leichteren Landschaftsfelder nahm er dankend auf. Diese ungeheure Weite löste bei ihm immer wieder die Faszination des Daseins aus; die Freiheit zu haben, die hier vorzufindende Sanftheit genießen zu dürfen, machte ihn schwärmerisch. In gleichmäßigen Schritten versuchte er, seinem Ziel näher zu kommen.

Der Blick nach oben zeigte eine rosa Färbung, die an einen Winterhimmel erinnerte. Er erinnerte sich daran, dass alles mit allem verwoben ist. Das sich bei geöffneten Augen über den Äckern und Wiesen erscheinende goldene Licht, ließ ihn an ein bei der Bäuerin vorhandenes Käselager denken, Goldbarren gleich gelagert und bewacht. Der erst jetzt auftauchende Senn murmelte etwas Unverständliches, das rechte Wort wollte sich augenscheinlich nicht einstellen. Mit gesenktem Kopf verschwand er aus seinem Blickwinkel, eine Spur von etwas Unvereinbarem hinterlassend. So wie dieser Mensch für ihn nicht darstellbar war, so stellte die jetzige

Tageszeit etwas Neues dar, obschon sie dem Verbrauchten entsprungen war.

Die räumliche Präsenz ließe dies auch nicht rückführbar erscheinen. Die Sonne stand schon am Vormittag hoch am Himmel, der Weg annehmbar, vorbei an Schneeresten, die vergebens versuchten, der Sonne zu trotzen. Vergebene Mühe, die sich auch am staubigen Wegesrand zeigte, der durch das Schmelzwasser schlammige Konsistenz erfuhr. Kühe schienen ausgebrochen zu sein, sieben oder acht Stück Vieh waren schemenhaft, jedoch konkret festzustellen. Scheinbar war dies in der Nacht das Ereignis, was ihn weckte und nicht der Traum. Aus dem struppigen Gehölz entwich, geräuschlos wehenhaft, ein spärliches Nass.

Das sich anschließende Feld nahm dieses genüsslich auf und änderte seine Erdfarbe in ein spiegelndes Lichtweiß. Bei starkem Regen drohte dieser Platz zum Sumpf zu werden, die Landschaft schien dann zu zerfließen. Doch jetzt spross immer mehr junges Leben, wie in der Musik erlebte Pierre eine ununterbrochene Folge von Farben, Rhythmen und Stimmungen. Schönbergs Klangfarben kamen ihm ins Gedächtnis; die verschiedenen Grünschattierungen erinnerten an die subtilen Klangfarbenschattierungen.

Das unter dem Winterweiß nunmehr hervorscheinende Grau hatte seine Daseinsberechtigung verloren. Diese seltenen Augenblicke der Verschmelzung von Landschaft und Musik, Formen und Farben, Düfte und Träume schärfen sein Bewusstsein. Noch war der Tag wolkenlos, ein Argument dafür, den Geist bei sich zu halten, aufs Neue sich zu erinnern, dass etwas ist unter dem noch teilweise vorhandenen Schnee.

Der Bussard kreiste über ihm, vielleicht in der Hoffnung, auf der weißen Fläche das Murmeltier erwischen zu können. Die Bilder, bis dahin schön geordnet, stürzten nun doch ab, als ginge es um Leben und Tod. Die Sonne strahlte weiterhin vom wolkenlosen Mittagshimmel. Flimmernd tastete sie sich den Hang hinauf, Pierre musste den Schweiß von Stirn und Oberlippe abtupfen.

Das Bräunliche des Hügels an dieser Stelle kontrastierte mit dem blühenden Löwenzahn. Erste Zeichen am Himmel warfen ihre Schatten. Das noch niedrige Gras auf den Weiden konnten die ersten Schafe bestens genießen, weil sie kürzer mähen als die Kühe. Auf den Straßen, die weit entfernt sich befanden, fuhr ein Etwas übers Land. Pierre dachte, dass dies nicht der Weg war, den er einzuschlagen hatte; hier setzte für ihn die Nichtartikulierbarkeit ein. Das Nahe und das Einfache bedurften nicht der Worte, das Hiersein schlug sich nieder. Pierre ging entschlossen weiter, das Ereignis der Setzung der Schritte verlor sich im jetzigen Einerlei der Umgebung, die Landschaft wurde geglättet, das Unterwegssein provozierte dadurch ein Ausrutschen in bewusster Wachheit. Auf dem obersten Teil des erhabenen Hügels tendierte die Erde an ihrer Oberfläche mit den fließenden Linien zu einem freundlichen Umriss. Für Pierre ließ sich die Frage der Kreativität nicht unterdrücken, eine geheime Schranke öffnete sich ungewollt, damit war für ihn das gewollte Unsagbare nicht mehr tief in der Verborgenheit festzuhalten. Zu entledigen hatte er vieles, doch die Verwunderung über so manche Albernheit hielt ihn noch zurück.

Der Wind wehte hier oben, die Gräser ließen sich davon nicht mehr beeinträchtigen, auch wenn sie manchmal einen ermattenden Eindruck hinterließen. Dafür wurden sie bei schönem Wetter ins Unendliche entführt.

Hier zwischen Himmel und Erde wurde das erleichternde Denken langsam und die Erinnerung war aufgeladen mit gutem Gewissen. Er fühlte, dass etwas Wahres in dieser Umgebung lag, es vibrierte und die Resonanz ließ eine leichte Spur der Unsicherheit. Diese wurde gestärkt durch das Heraufziehen von noch unterentwickelten Wolkenfetzen. Noch schien die Grenze zum Wasserlassen nicht erreicht zu sein. Der Wind trieb kleinere Atemfahnen in die Weite. Der Regen schien aber nicht mehr aufzuhalten zu sein, die Wolken kauerten nunmehr kurz vor dem Gipfel, sie verdichteten sich und starteten erneut.

Endlich war die richtige Höhe erreicht, der Wind zeigte sein Ende, der Regen fing an, immer heftiger zu agieren. So wie der Wind gebrochen war, so ging auch bei Pierre nichts mehr. Der zutiefst sympathische Eindruck wich nun einer hochexplosiven Mischung in den Eingeweiden, dieser Dynamik konnte Pierre nichts entgegensetzen. Er war einer, der hier unterging. Er schaute zu Boden, genug Wasser wurde erbarmungslos ausgespuckt. Sturzregen zerspülte den Grund, sein Leib war auch in diesem Zustand.

Mehrere Meter entfernt, die Sicht war nun wieder erfreulich, sammelte sich das Wasser in einer Fläche, die wie ein leidgetränkter Schwamm sich dahinstreckte. Individualisiert wirkte die neue, alte Substanz jenseits aller Künstlichkeit, keine Differenz und Abweichung zu den Schatten seiner Lebensform, Nachwirkungen setzten ihm noch zu. Im Herzen schimmerte noch der Schatten der aufgewärmten Ängste. Das zwischenzeitlich erloschene Licht kehrte mit Vehemenz zurück. Der Wind schleppte den angenehmen Geruch von frischem Gras wieder bei, er kniete im Gras voller Luft.

Die innere Unabhängigkeit und Freiheit hatte wieder Einzug genommen, der Körper bildete wenig Widerstand gegen die Ausdehnung der aufkommenden Wärme. Die Reglosigkeit hatte ihn verlassen, die steifgewordenen Finger konnten wieder ihr Tagwerk fortführen. Die Erschöpfung wich einer goldenen Wärme in den Händen. Pierre entschloss sich, langsam so weiter zu gehen, dass die noch nicht Ruhe gebenden Innereien geräuschlos ihn die Weglosigkeit ertragen ließ. Auch war die Kühle merklich zurückgedrängt worden, so dass seine Sinne immer mehr wachgerufen wurden. Unterstützung fand Pierre in der Nutzung eines seiner Länge angepassten Wanderstockes.

Nun konnte er wieder ganz allein agieren, die Dramaturgie aus Hell und Dunkel war einer Aura der Ruhe gewichen. Die Zeichen der Natur waren nicht zu missdeuten, mit der entsprechenden Sorgfalt ging Pierre weiter, schattenwerfend auf dem noch teilweise feuchten Boden, der nicht in der Lage war, dass viele Wasser schneller versickern zulassen. Er fühlte, dass vom unteren Grabenbereich der Wind unverständlicherweise langsam kältere Luft herauf transportierte.

Dies veranlasste seine Augen, nunmehr auch Wasser zu lassen, die Augenbrauen zogen sich zusammen. Die Sonne bahnte sich ihren Weg durch die Wolken, er beschaute die Landschaft, kunstvoll sah der Bach aus, der sich nicht durch was auch immer trüben ließ. Die Sonne machte dies ihm nach, sie war ganz hervorgekommen. Unwillkürlich wurde Pierre gerührt, diese Sanftheit versuchte seinen Drang nach einem Sinneswandel zu unterbinden. Bisweilen kamen die Anschauungen seines Vaters durch. Sein Schritt wurde schneller, als hätte er etwas Freudiges und Dringendes vor.

Der Spätnachmittag brach an, abgetretene Steinstufen erleichterten das Absteigen. Vorsicht war geboten beim Betreten der Blättersammlung, die den Augen eine nicht fassbare Fläche entgegenbrachte. Sein Tasten gab das Gefühl frei, lieber hochkonzentriert diese Fläche springend zu überwinden. Dieses undefinierbare, das ihn bei solch einer Konzentration überkam, vereinte eine messbare Kraft in ihm, die er spielerisch umzusetzen vermochte. Langsam nahm er auch schon den Dunst der Dämmerung wahr, eine wohltuende geistige Entleerung fühlte er. Vor ihm war die Grasdecke aufgerissen, halblaut meldete sie sich beim Betreten. Es regte sich kein Gedanke.

Man darf annehmen, dass Pierre ahnte, welche Zukunft vor ihm lag, er dachte sicherlich, es werde sich geradezu ergeben!

Die Entfaltung des Windes erzeugte nun ein instabiles Gefühl, der Aufruhr blieb aber in Grenzen. Dann begab er sich weiter abwärts, dem Bach mit grünlichem Wasser sich nähernd. Dieser Region gelang es, die schier unerschöpfliche Vielfalt so rüberzubringen, dass es ihm altgolden die Augen blendete. Erst jetzt nahm er wahr, dass der Nagel des linken Zehs drückte, der Körper der Welt tat auch so, als wisse er schon alles. Er setzte sich auf den porösen Felsen, zog die Bergstiefel aus, danach die durchlöcherten Socken und erkannte mit Erschrecken, dass der Nagel sich schon violett gefärbt hatte. Ein elementarer Widerstand kam auf, aus dem Augenwinkel sah er eine Silhouette verblasst in der Ferne verschwinden, ein Widerspruch des beglückenden Traumes.

Erstaunt registrierte er, dass die Wolken das letzte freie Feld des Himmels zu schließen gedachten, es schien, dass ein Vorhang über die Landschaft gezogen wurde, der verhindern sollte, eine verzückte, echte Zwiesprache zu führen. Pierre mutmaßte, unvermittelt mit der Frage konfrontiert zu werden, was er hoffte. Er senkte seinen Blick, dabei erheischte er einen aus Hell und Dunkel orchestrierten Strahl.

Er ahnte es gewissermaßen, einen wenn auch kleinen Schritt weitergebracht worden zu sein. Ein Geschlinge von Beobachtungen, Tatsachen, Mutmaßungen, Vorstellung und Wünschen entrann aus dem Wasserloch, umsäumt von Schilfkolben; die tiefen Gedanken, die sich immer wieder ihm aufdrängten, waren nicht beständig. Er glaubte den Klang einer dichterischen Erfahrung gehört zu haben. Wie sich aber feststellen ließ, war das Höchste zu ahnen, in seiner Erhabenheit nicht greifbar. Unaufhörlich rauschte das Wasser weiter, dessen Nuancen eine große unendliche Vielfalt hörbar machte. Für Pierre waren diese Momentaufnahmen dominant, obwohl er immer noch nicht wusste, warum es in ihm zerrte wie der Wind in den Baumgipfeln.

Die Auseinandersetzung mit der Sehnsucht nach innerem Frieden spielte beim endlosen Wandern sonntags vormittags eine große Rolle, die Langeweile verflog, den Tag hat Pierre sich selbst überlassen. So war es schön.

Sich selbst zuzuhören, eine innere Wiederkehr zu spüren, verscheuchte das Abgrenzen. Der Waldhang gegenüber erschien nicht blutlos zu sein, sein inneres Pulsieren erschien dort voller Lust hörbar. Man vereinigte sich. Der bekannte Weg führt Pierre nun ins unbekannte Tal, die Schritte wurden zögerlich, wenn nicht sogar aggressiv. Pierre fiel ein, dass im Evolutionsschema unseres Gehirns fest verankert war, auf Neues irritiert, zerstörerisch zu reagieren, auch zu flüchten. Jetzt betrachtete er die Umgebung; die Pracht und die Größe des bisher Erlebten, schien sich hier hinter

einer Nacktheit verborgen zu haben, geschützt vor was? Alle und alles schrecklich findend. Sichtbar wurde für Pierre nichts.

Es schien, dass er näher an einer Stadt war, als er vermutete.

Leere durchwehte die Landschaft. Neues auf der Grundlage einer ansprechenden Vergangenheit schien nicht entstanden zu sein. Plastiksäcke versuchten mit Hilfe des Windes die Weglosigkeit zu überwinden. Wäre es für Pierre angebracht, wenn es ginge, den Winden zu befehlen, alles hier Aufgetürmte wegzublasen?

Leere Flaschen und Farbeimer, dazwischen trauernde Pflanzen waren für Pierre ein unbekanntes Universum, sein Blick wurde getrübt, die Natur bestand nicht mehr. Was hat er vergessen, was er doch mal gewusst haben musste?

Manche Situation ist erinnerbar, ein Dabeigewesensein schien zu existieren. Die Sonne ließ weitere Strahlen auf ihn herab, in dem Augenblick, in dem diese sich wolkenverhangen auflösten, war das Erinnernte an ihm vorbeigegangen. Die Entsorgung jedweder Augenfreuden wurde nun durch das auftretende süße Gerede einer Taube kompensiert. Jetzt waren die Augen von Pierre am Ort, genauso wie Gott im Himmel.

Es gab eine Richtung, die Pierre verfolgen würde. Der ausgetrampelte Weg, ein fremder Weg musste begangen werden, sein Herz sehnte sich nach Bekanntem; etwas Beiläufiges, Fernes durchmaß sein Inneres. Gedanken machten müde, sein Geist bewölkte sich, so wie es auch am Himmel stattfand. Ohne bis jetzt irgendjemand gesehen zu haben, hoffte Pierre das Haus zu finden, welches mit wildem Wein bewuchert war, der Landschaft keinen Widerstand entgegensetzte.

Später saß er auf einer hinfalligen Bank, die aber seinem Körper die Ruhe gab, die er sich erhoffte; vor ihm - dies noch unterstützend - dehnte sich eine keine Richtung kennende, unermesslich weite Fläche aus. Sollte dies dahin führen, seine Lebenslandschaft finden zu können? Rundum gedeihete Einfachheit, Arglosigkeit, Reglosigkeit. Wörter, die ein angeregter Geist in Sprache bringt.

Das scheinbar Unbedeutende beschreibt keinen Anfang, sondern mittig das Ernste und Große, die leichte Bewegung der wilden Gräser gab seinem Weg den Halt. Der vorhin gehörte Ruf der Taube wiederholte sich nun, jedoch schwach erklingend.

Jenseits der Hügelwälder schien sich der Drang nach einem Wandel aufzutun. Die momentane Farbaufnahme am Himmel zeigte von einer pathetisch pomadigen Klangfarbe ausgehend, den Weg in eine kreative, ausdrucksstarke Klangfülle; das Wahre drang in Wellenform vor.

Ein plötzlich vorfahrender Radfahrer drang in seine gedankliche Welt ein. „Was hat sie um Himmels willen auf diese Bank verschlagen?“ Pierre, in diesem Schreckensmoment verloren scheinend, stand auf, die Gegenwart schoss ins Blut, wenn das Es ging.

Aus dem Griff der bräsigen Worte entfleucht, zeigte ihm die gebieterische Magie des Ortes die Richtung auf. Da er möchte, was er nicht möchte, blieb bei allen Widersprüchen eine einzige übrig. Mit aller Vehemenz suchte die Seele die Wärme, wo auch immer sie aufzufinden sein würde. Der aufsteigende Abend legte graue Schattierungen auf die Äcker und Wiesen. Der Gesang der Vögel empfing ihn zaghaft, unergründlich war der Traum im Niemandsland. Die Schönheit des Traums

und die Wirklichkeit des Lebens ließen sich nicht in Einklang bringen.

Der vor Pierre sich plötzlich im gezähmten Schatten auftuende Schuppen, umgeben von einem undeutlichen Garten, gab sein Inneres nicht preis; die geschlossenen Fensterflächen hielten die Wirklichkeit außen vor.

Die verrinnende Zeit blieb drinnen und gegenwärtig. Das Verstaubte über der Last des Geheimnisses verschwand, indem der Tag die Haut wie die Schlange abstreifte. Geruhsame Nacht.

Pierre öffnete die Augen, Ereignisse all über all, Existenz angesichts der ewigen Zeit und des unendlichen Raums.

Anna

Der Tag beginnt, den Vorhang der Nacht hat er beiseite geschoben.

Robert steht sockenlos vor der Tür, ein Glas in der Hand.

Wie hat er sich gesehnt, hier angekommen zu sein. Die gedankliche Reise hat ihn nicht zum Ziel geführt, Er fragt sich: Wäre es besser gewesen, konkret die Welt erobert zu haben, wären die Erkenntnisse umso erhellender gewesen?

Die Wanderungen am Fluss der Gedanken haben Blasen hinterlassen. Die Fragen zählt er auf, er entscheidet sie nicht, na ja, vielleicht doch. Wenn er sich erinnert, dann hatte er versucht die Zeit zu messen, ihr also gedankliche Bedeutung zukommen zu lassen.

Die Latenz der Seelenflaute schippert in seinem Gehirn.

Der Schritt vor die Tür hat ihn nicht lockerer gemacht, die Gedanken bleiben angefüllt im Glas. Doch unbemerkt im gedanklichen Krater kommt ein feiner Fluss behutsam in die Gehirnmulde.

Anna bemerkt es und sagt: „Solange einen die Sonne bescheint, sollte man recht zufrieden mit sich und der Welt sein!“

Wie wahr! Sie schien es einfacher gehabt zu haben.

Im Val di Fiemme geboren, ging sie schon früh, vom Vater geprägt, nach Frankreich. Sie hatte es geschafft, den Alltag zu meistern. Denn nichts ist interessanter als den Alltag zu meistern. Anna war von schlichter Eleganz, verzückt in die Natur, die ihr ein Lebensgefühl von unendlicher Glückseligkeit bescherte.

Sie war naturphilosophisch geprägt.

Oder anders: Die Einsamkeit in den Bergen prägte das Selbstdenken. Ihre angehaftete kindliche Phantasie ergänzte dies. Die Topografie der Landschaft gab ihr die Nahrung für die Seelenorte.

Die morgendlichen Miniaturrituale erledigte sie mit einer lakonischen Präzision. Die wiederholten Spiegelungen im Bergbrunnen schienen mehr der Erhellung ihres Gedankenflusses zu dienen, als der Erklärung dieser. Die Säuberung der Zähne als eine dringliche Aufforderung der Sauberkeit hinterließ den erdigen Geschmack ihrer Finger.

Es war das Land der heimlichen Erlebnisse. Im hellen, königsblauen ungeheuren Licht des Himmels sind es diese, die unter unseren Nägeln brennen.

Das Echo der hoch am Berg grasenden Ziegen und Schafen ergab die wechselseitigen Reflexe der Gegenwart.

Das in seine Endlichkeit eingebundene Wesen prägte ihre Grundeinstellung, die über Nacht sich auf die Steine niedergelegte Feuchtigkeit spiegelte ihr Bejahen des Hiesigen.

Die dünnen Fesseln, die aus den schnürsenkellosen Bergschuhen herausragten, trugen die Last der hier oben angesagten Arbeit. Der glitschige Weg zum Stall erlaubte

keinen Gedanken an ein Aufhübschen. Die Vollkommenheit der geistigen Einstellung erlaubte es ihr, die Haltung des Kopf-Hoch-Haltens nicht zu Gunsten einer Fremdbestimmung aufgeben zu müssen.

Der Stall wurde gesäubert, immer gesäubert, immer wieder gesäubert. Für andere eine quälende Kondition des Unfertigen. Sie sah es als gedankliche Stilübung.

Das Licht bildete verzerrte Schattenflecken auf dem nun sichtbaren kargen Boden.

Ihre schlürfenden Schritte erzeugten einen Ton, der durch die offene Stalltür weit in die Landschaft dahinrollte. Im Quell ihrer Augen spiegelte sich das Los der Ferne.

Ihre persönliche Verweigerung, alles in eine Sprache umzusetzen, mag als hilflos erscheinen, jedoch ist es die Klarheit ihrer Gedanken, welche eine Undurchdringlichkeit aufzulösen vermag.

Für heute hatte sie ihr Eingheimstes ausgemistet. Grelles Licht stach ihr in die Augen, als sie vor die Tür trat, eine merkwürdige, Weite suchende Verbindung tat sich auf, eine Verbindung mit dem steinigen Bergrücken gegenüber der Alm. Der Blick schweifte über die mit Moos und Flechten überzogene Flächen, ohne die Laute zu vernehmen, die Anna so liebte.

Sie tastete den Bergrücken nach ihren Wesen ab, doch der nun aufsteigende Nebel verhinderte die Kontaktaufnahme. Schritt für Schritt markierten die schnürsenkellosen Schuhe ihre Abdrücke im Moos. Es roch lebendig, obwohl die Augen das Lebensgefühl noch nicht widerspiegelte. Nach einer dreiviertel Stunde lichtete sich der Schleier, auf der Wiese spiegelte sich in den Wassertropfen ihr Lebenslicht, die geliebten Töne aus nah und fern erklangen.

Spielend fingen die Gedanken an, aus den unterschiedlichen Grüntönen schöpfend ihren Klang zu finden. Ein Landschaftsbild, dessen erwünschte Erhabenheit sich nie direkt erschloss. Die Ignoranz, die sich durch eine prägende Dichte an Unwichtigkeiten darstellen lässt, ließ Anna durch ein Königsblau am oberen Himmelsrand abtropfen.

Sie ließ die Dinge sprechen, sie gewährte dem Hören die erforderliche Präsenz, der alte Glanz auf ihren Schuhen gab ihr Recht.

Der Augenblick ließ Leben erleben. Die Spur ihres Gehens erschien als ein lebhafter Pinselstrich auf der Leinwand. Die Richtung stimmte.

Meistens grasten ihre Tiere am gleichen Ort; noch war aber nichts zu hören, mit energischem Stockeinsatz und lautem Rufen hoffte sie auf ihre Reaktion. Sie war konzentriert und in dem Moment erleichtert, als sie die Tiere auf ihrem heimatlichen Terrain vorfand.

Mit welcher Selbstverständlichkeit und Gewissheit diese Einheit von Tier und Landschaft formuliert war, zeugte von der unspektakulären Welt, deren erhöhte Melancholie das Leben kraftvoll begleitete. Sie streichelte jedes einzelne Tier, dankbar aufgenommen von beiden Seiten. Die umliegenden Bergrücken legten sanft und diskret ihre selbstverständliche Gelassenheit über sie. Ihre Erinnerungslandkarte wurde durch die unverwechselbare Wirkung zwischen Tier und Mensch neu geprägt.

Nicht der erste Blick erhellt die Dinge, geduldig die Dinge sprechen lassen, lässt

die Aufmerksamkeit atmen, ging es ihr durch den Kopf.

Sie fühlte sich leicht, dann Stille, nichts als Stille.

Mit ihren staksenden Schritten, gekleidet in ein dünnes blassrotes Baumwollkleid, kam sie ihrer Behausung langsam näher. Von weitem erschienen die meist blinden Fenster in ihrer gräulichen Farbgebung als eine träge Fläche, die von einer formulierten Melancholie beiläufig das Unscheinbare zu enthalten schien. Schwer ließ sich der Griff der Eingangstür herunterdrücken, quietschend gab sie das Innere preis, der Berg lauschte. Schleifend markierten die leicht bläulich erscheinenden Gehwerkzeuge in der Staubschicht allerlei Hieroglyphisches.

Anna wartete auf die Nacht, der Ort des Mangels zeigte nicht den Zweck ihrer Existenz. Noch war es nicht dunkel, doch würde sich im Laufe des ungeheuren Himmels die Müdigkeit vor ihr erstrecken. Die hölzerne Bettstätte, die nur mit der heugefüllten Auflage Anna ködern konnte, schattierte die Fläche ihres Einstiegs.

Die Sprödigkeit ihrer erinnerten Träume verfolgten nun die nicht nachlassenden Gedanken.

Beim Heraustreten am nächsten Morgen wurden die jetzt klaren Gedanken luftig eingekreist vom Aussehen ihres Berges. Die sonst scharfkantigen Abgrenzungen der Wände hatten eine wattebauschartige Makellosigkeit erhalten, ein Bild ohne Vorbilder. Nebensächliches wird erhaben, dehnt sich im vermeintlich Bedeutungslosen, wird zur Poesie, viele Wege müssen erst erweckt werden, so ihre Gedanken. Nicht so der Weg zum Wasser, eine vermeintliche fade Angelegenheit. Er erzwang nicht ihre Aufmerksamkeit, er war einfach da, weder positiv noch negativ. Er zeigte sich. Glanzlos führte er die potentielle Wasserträgerin zum Trog. Er lenkte nicht ab, sicher war ihm zu folgen.

Obwohl so manche oder mancher den Ort des Trogs als einen des Mangels ansehen würde, war er für sie das Glück der Rhythmen; poetische Wasserminiaturen Tag für Tag, gespeist von der Topographie des Verborgenen. Reizpunkte wurden gesetzt, die von Stein zu Stein springend, neue alte Wege aufzeigten.

Für sie war das Begehen immer derselben Wege die Chance, auf das Fremde im scheinbar Bekannten zu treffen. So hatte es ihr Ilse erklärt.

Wie bekannt kam ihr das Gebimmel der Geißen vor, das sie erhofft hatte, zu hören.

Sie suchte nach wie vor das Vertrauen zwischen Wort und Mensch, zwischen Tier und Mensch. Mehr oder weniger weit entfernt, im Augenblick des Gestattens.

Ruhig setzte sie sich, wie gehabt, auf die Steine. Nichts war in diesem Moment fremd.

Den Geißen war kein entscheidender Ort bleibend. Sie - so würde vielleicht Ilse sagen - seien die Reissausgeher, die jeden Tag und jeden Augenblick aus Annas Sicht eine andere Existenzform aufscheinen lassen. Die Schattenrisse auf dem kargen Boden in der Senke zeigten ihr, dass es an der Zeit war, den Tag, der morgen endgültig vorbei ist, dem Ende zuzuführen.

Annas Gestalt auf der Treppe der Behausung erschien in eindrucksvoller Pose der Nebensächlichkeit.

Sie blieb so lange sitzen, bis die gegenüberliegenden hölzernen Chimären lebendig

schiene. erinnerte sie an die seltsamen, komischen Typen, die nie genau sich differenzieren ließen mit ihren öligen Haaren, dem herabsinkenden Schnurbart und den hochgekrempten, karierten Hemden.

So wie die Bäume kommunizierten, so hoffte sie, die Fähigkeit zu entwickeln, das Neue von den News zu unterscheiden. Die Dunkelheit setzte sich auf die Umgebung, die Müdigkeit nahm von ihr wahr. Die Erhöhung der vorhandenen Selbstzweifel ging in Begleitung ihrer Schutzengel wieder bergab. Die Tür ihres Zuhause öffnete sich wie von selbst. Die Einsamkeit, die sie auf sich genommen hatte, ergab sich aus dem schlichten Bedürfnis, gewissen inneren Verpflichtungen mit gewissenhafter Aufmerksamkeit nachzukommen. So hatte sie sich nicht mit dem schönen Schein des Lebens zufrieden gegeben, sondern versucht, die Entdeckung einer Kraft voranzutreiben, die den rüden Auftritt der Seele etwas entgegenzubringen im Stande war. Hier oben sollte die Seele nicht unter Platznot leiden, die Grübeleien erlaubten eine große Freiheit, verstellten nicht den Blick für die Anwesenheit von falschen Worten und der dahinfließenden Erinnerungen.

Den lauen Wind am frühen Morgen genießend, ging es zur Mündung ihres Wasserzuflusses, zur Quelle des Traumes ihrer Kindheit. Den Tonfall der dortigen Musikalität wollte sie aufleben lassen. Die verflossene Zeit hatte zum Glück die Leidenschaft - in der Musik von J.-S. Bach - nicht still stellen können. Musikalische Assoziationen ließen sich aber auch schon aus dem Begehen des sehr schlammigen Wegs herleiten.

Die Zeit drängte, die Quelle im Bereich des alpinen Zwergstrauches war zu erreichen. Sie blickte ein letztes Mal zurück, verharrte kurz und stieg nun von Stein zu Stein höher. Kleinlaut kapitulierte die Steigung vor ihrer Vorstellung. Die Klangkultur ihres Gehörs war geprägt – nunmehr – von Kuckucksrufen, Hirtengesang, Gewitter und Vogelgezwitscher; eine Kulisse bildend, die allüberall hier derart präsent war, dass die einmal vorhandene Spannung bis zum heutigen Tag tonal angehalten wurde. Selbst ein städtisches Szenario hätte nicht ins Innerste vordringen können.

Sie kam höher und höher, bewegte sich inmitten rauer Felsgebirge, nahm die Lebenssphären von Pflanzen und Tieren wahr. Sie hatte das Gefühl, alles in ihrer Umgebung sei mit Bedeutung aufgeladen, selbst die pittoresk erscheinende Kiefer, die einen Ausblick offerierte, der an eine japanische Landschaft erinnerte. Die Sehnsucht nach Vollendung hielt sich glücklicherweise wiederum in Grenzen, verschämt verharrte sie im Halbschatten des Baumes. Die im Hintergrund sich aus tanzenden Farbtropfen ergebende Farbpalette bildete einen Raum, dem noch vieles im Ungewöhnlichen anhaftete. Sie fühlte sich glücklich.

Der mündende Bach schien ihr den Weg zur Quelle aufzuzeigen. Sie wurde immer leichter, die Hüllen ihrer Beschwernis glitten wie von selbst an ihr hinab. Wenige Schritte reichten, die Sonne brach aus einem Wolkenloch gleißend hervor, sie war am Quell ihrer lebensnotwendigen Energie angekommen. Der Werdegang implizierte die Möglichkeit, die eigene Existenz handelnd zu begreifen und zu bestimmen.

Das nunmehr eingetretene gedämpfte Licht sowie die zurückgetretene geistige Dämmerung der letzten Jahre ergaben trotz vieler Irrtümer und Einschätzungen, die daneben gerieten, ein Gefühl der wachgerufenen Anwesenheit. Für eine funktionierende Friedlichkeit, der allgemeinen und der eigenen, bedarf es vielfältiger

Geduld. Für sie eine neue Form von Durchlässigkeit, zeitliche und räumliche Grenzen anzuerkennen.

Unmittelbar neben der erreichten Quelle erschienen Orte, die unter der Schichtung des Mittelmaßes einen schläfrig machten. Der Weg zu dieser wichtigen Stätte hatte ihr eine Bühne eröffnet. Das gestaute Wasser, das sie gehindert hatte, den Wassertrug seiner Bestimmung zurückführen zu können, löste sich auf, die nun dahin fließende Wasserstraße nahm sie auf.

Sie ging nun ungebunden, ihre Charaktere nahmen sie weniger in Anspruch.

Niemandem begegnete sie, den Lauf des Hinuntersteigens empfand sie als beglückend; der Ort, welcher ihre Iris mit der Magie des Lichtes speiste, öffnete sich spontan. Der Morgenreif, der sich zwischen den Heidelbeersträuchern befand, erschien noch unangetastet.

Die Eindrücke wurden in wechselnde Zusammenhänge gerückt, eindringliche Gebilde, die noch keinen Abschluss gefunden hatten, harrten der Dinge. Der Ort einer intensiven Beglückung weckte Erinnerungen an die milde Wärme der Kindheit, diese doch flüchtig erblickte Spiegelung war ihr vertraut, die ausgelösten Emotionen arbeiteten sich an dem harzigen Heideduft ab, erleichtert konnte sie diese bezaubernde Ebene verlassen.

Gleich zu Anfang des Weitergehens wurde der Weg sehr schlammig, ein entspanntes Dahinschweben war nicht möglich, das Licht hatte auch an Intensität verloren. An Intensität nahmen nunmehr die anfallenden Bilder und schnellen Gedanken zu. Sie glichen den nun schneller werdenden Schritten, die sie abwärts führten. Die nächste kleine Mulde erschien lieblich, jedoch die erstarrte Oberfläche mahnte zur Vorsicht. Ja, im Grunde gehörte hier der Sprung hin, zwar ein flüchtiger, aber durchaus mit einem realen Gefühl.

Also doch lieber auf dem Schwarm ausgelegter Steine sich fortbewegen.

Schmetterlinge umkreisten einander, die Flügel in hellem Warmgrau, in Lindgrün, in Rosa, zart und durchsichtig erscheinend. Das abwärts führende Schweben nahm ihren Lauf; kein Umherirren mehr, kein Ort für das Irrsein, das sich Irren blieb, sagte einmal Paul.

Die anschließende kleine Steigung führte sie wohin sie wollte. Kurz stieg ein illusionsloser Nebel auf, der sie veranlasste, den Kopf rückwärts der Sonne entgegen zu recken. Nach Überwindung der kleinen Anhöhe sprang sie - nahes und fernes Glockengeläut im Ohr – durch den noch vorhandenen zarten Feuchtigkeitsschleier. Unablässig wanderten ihre Augen den Steig hinab, um die Formen zu taxieren, die ansonsten Unbekanntes aufwiesen.

Die hier sich zeigenden Muster waren so deutlich wie sie gedanklich eine Randnotiz blieben. In der nun wieder eingekehrten Stille, welche hier eine Notwendigkeit darstellte, erschien am Horizont eine sie bannende Präsenz, die eine Kraft auslöste, die immer tiefer drang. Unterdessen ließ die Sonne ihr Antlitz hinter einer grau eingefärbten Wolke verschwinden, es wurde kühler. Der gegenüberliegende Bergrücken hatte sich schon den erforderlichen Schatten zulegen lassen, um die verdiente Nacht genießen zu können.

Auf ihrem Weg gab es keine gesicherte Wahrnehmung, keine Ablehnung, keine

spezielle Kontrolle durch die Institutionen.

Für alles spricht jemand, wer aber im Namen der Natur?, ging ihr durch den Kopf. Natur und Kommunikation sind eng verknüpft, hatte Michel gemeint.

Sie ging kraftvoll ihren Weg, dem Grashalm Respekt entgegenbringend, unauffällig, dem heilenden Wind Reste ihrer Unrast auftischend. Wie das Haften an der Welt, haftete sie am Steig; Achtung bitte!, nicht das Gras zertreten, das den Tieren zum Fressen diene. Die Farben der hier oben sich darstellenden Welt ergaben sich im Dämmerungszustand. Die letzten Strahlen über dem Wald des Bergrückens schossen gen Himmel und ließen schwarzviolette Imitationen auf ihrer Seite entstehen.

Sie wusste, wo an den nächsten Tagen das schönste Gras wächst, ihre Tiere wussten es noch besser, was so geheimnisvoll erschien wie der besagte Grashalm. Sie war mit ihrem Leben hier oben zufrieden. Die Trägheit der nahenden Nacht balancierte noch gelassen auf dem Seil des Tages, sie wurde in eine schwebende Atmosphäre versetzt.

Anna kam zu dem Ort, der es ihr erst ermöglichte, an den eigentlichen Ort der Gültigkeit zu gelangen. Die letzte Mulde vor diesem Etwas, welches sich auf seiner Veranda mit einem blauen Stuhl, einem gelben Eisentisch schmückte, war kein Hindernis.

Weiter auf freiem Feld nahm die Gelassenheit überhand. Frohlockend, wie manches ihrer Tiere, bewegte sie sich den Berg hinunter, die Richtung stimmte immer noch. Ihr aufmerksamer Blick erheischte kurz den Mond, der schon am Himmel stand. In einiger Ferne tat sich ein Raum auf, der ihr den Atem verschlug, die letzten Farben des Tages spielten noch einmal ihr Lied, bevor ihr Schwinden das ankündigte, was als nächstes zu erwarten war. Ihre Beine berührten noch den geliebten Boden, der seinen erdigen Geruch herbstnass von sich gab. Weiter ging's, auch wenn es nicht leicht fiel; zum Glück war das letzte Stück des Steiges bequem zu gehen; flüchtig kehrten Orte des jähen Aufloderns wieder, die Verbrüderung von Geist und Bewegung ließen es aber schnell verblassen.

Der Abend fiel besänftigend ein, weich wurde sie aufgefangen, das unsichtbare Fenster horchte nach ihr. Der Vater schien zu lachen, als sie weiter bergab ging in Erwartung des zutiefst Unspektakulären.

Nun konnte sie sich ausruhen, das Eingehauste war fern des erlebten Geländes. Das blendende Licht war einem matten gewichen, eine sanfte Abendluft begleitete sie ins Innere, voll rührseliger Zufriedenheit setzte sie sich auf den Holzstuhl, sie schlief ein.

Anna fragt: "Willst Du nicht reinkommen."

Robert geht hinein, sockenlos, ohne Glas.

Pepe

Einsam saß sie dort, sie wartete und wartete.

Kleinwüchsig wirkte sie, allein in der kleinen Zweizimmer-Wohnung, die über eine steile Stiege zu erreichen war.

Nach so vielen Jahren mit ihm versuchte sie, sich nochmals aufzubauen, mit ihm zu feiern, mit ihm nicht auf halbem Wege innezuhalten, mit ihm weiter zu reden, mit ihm Worte zu finden.

Pepe, der Papagei, sah seinen hageren Körper sich durch die schmale Tür quetschen; es schien, dass sein innerer Raum größer war als die Dimension ihrer Bleibe. „Tag“, krächzte es aus ihrem Schnabel, aus dem fahlen Gesicht schienen aber seine Augen über sie hinwegzublicken, „Ich war bei ihr“, murmelte er, während er zur Anrichte ging, um etwas Essbares zu erhaschen. „Wo denn, wo denn“, krächzte es – für ihn nun nervtötend - weiter. „Halts Maul, Pepe“, zischte es zwischen Marcells Lippen „Ja, ja“, kam es zurück. Marcel fand nur noch das etwas vertrocknete, belegte Brötchen vom Morgen, spülte es Biss für Biss mit heißem Kaffee hinunter; die Fensterläden waren immer noch geschlossen, der Krach der Tauben drang deshalb nicht so stark ins Zimmer.

Das zum Teil dadurch Unsichtbare assoziierte bei ihm Gedanken an unsichtbares Bewusstsein, unsichtbares Denken; er legte sich zuweilen im Kopf seine Welt zu Recht. Das Wasser des Lac Lemman, das in den Himmel ging, gehörte dazu. Diese opake Einheit, sie schillerte noch nach, genauso wie das Zusammentreffen mit Simone, die im Ort ein Rahmengeschäft betrieb.

Erste Kontakte mit ihr waren verbunden mit dem Wort Geduld. Stundenlang hing sie über dem Tisch, um mit einem Skalpell die Farbschicht Stückchen für Stückchen abzukratzen, damit die darunterliegende Schicht goldfarben zum Leben erweckt wurde. Der erste Kontakt mit ihr erfolgte durchs Fenster, ihre Haltung erregte damals Marcells Neugier, sie schaute aber nur kurz widerwillig auf, sodass er sich veranlasst sah, sofort weiter zu gehen. Dies geschah mehrere Male, die ersichtliche Geduld löste bei ihm aber konkrete Handlungsweisen aus.

Am See hatte er gestanden, still war es bis auf den säuselnden Wind. Das Getriebene, das Überstürzte, das Atemlose, das Erschöpfte wurde allmählich weniger, es entfernte sich, sah schläfrig aus, wirkte somit bezwingbar, die Ratlosigkeit hatte sich gelöst, er gewann an Haltung, geduldig wartend.

Seine Konversation mit Pepe gewann nun an Format, die vorhandenen Flachheiten lösten sich, fielen auf den Boden, wurden wie das Laub vom Wind weggetrieben. Der Kopf wurde klarer.

Der morgendliche Spaziergang am See würde sein Übriges tun, die Möwen in ihrer Beweglichkeit und Eleganz kamen in Erinnerung und

beflügelten ihn. Pepe reagierte auf eine noch vorhandene Unruhe mit dem lakonischen „Ach, ja!“

Der neue Tag schien wie jeder andere, doch machte diesmal er schon halt an einer

von einer Sitzbank umsäumten Platane. Der Geschichtenbaum, so nannte er ihn, wurde zu bestimmten Tageszeiten von vier oder fünf Herren bevölkert; das grandiose Wechselspiel ihrer Wortmeldungen imponierte; die Sprachfetzen ließen erkennen, dass jeder von ihnen Interessantes zu erzählen hatte. Nun aber saß er alleine hier, der Gedanke, ‚dass alles in Ordnung kommt für den, der warten kann‘, spielte mit ihm.

Er erreichte jetzt ein Stadium innerer Distanz, er war imstande, sein Verhalten zu vervollständigen, seine Unruhe floh, das Geduldige wurde nicht widerwillig zur Seite geschoben.

Der Besitzer des Kramerladens grüßte beim Vorbeihasten erstaunt den ruhig Sitzenden. Am Ufer dann, die Oberfläche des Sees auf sich wirken lassend, kam er sich gelöst vor. Die alte Steintreppe - direkt zum Wasser führend - nahm er ruhigen Schrittes, Stufe für Stufe. Es waren derer sieben. Am Ende blieb er solange sitzen, bis es der Steinboden nicht mehr zuließ. Die Helligkeit der Strandpromenade, verursacht durch die sonnige Gewohnheit, wich plötzlich auf dem weiteren Weg einem seelenlosen Nebelmantel.

Keine Menschenseele war in Sicht.

Nur das Schreien der Möwen erklang wie immer, zu sehen waren sie nicht mehr, obwohl sie ganz in der Nähe sein mussten. Je weiter er den Weg am See entlang schritt, desto mehr schien die Gegend wieder zu erwachen. Die Menschen, die ihm jetzt entgegen kamen, waren überwiegend weiblicher Natur, in Begleitung eines kleinen Hundes. So war es ihm auch möglich, ohne große Ausweichmanöver den schmalen Steg am Wasser zu meistern.

Der Nebel hatte sich ganz verzogen, die Sonne wärmte schon, nur ein stärkerer Windstoß zeigte an, dass heute Sturm aufkommen könnte. Der Seegang war auch schon recht hoch, sodass Marcel aufpassen musste, dem überschwappenden Wasser nicht in die Quere zu kommen. Im sich entfernt zeigenden Dunstschleier schaffte die Kontur einer größeren Stadt sich Platz. Kaum das er die Ecke des betonierten Uferpfades umrandet hatte, stand er wieder im Wind und viele neue Geräusche gesellten sich zu den alten. Besonders das der in die Stadt fahrenden Autos übertönte alles, sein Schrittfluss wurde gestört.

Zwischenzeitlich war es fast Mittag; die Außentische und Stühle der Cafés wurden in Beschlag genommen, als er in entgegengesetzter Richtung die Wegstrecke unter seine Schuhe nahm. Auf dem nun in der Mittagszeit einsamen Seepfad kam ihm nur ein hagerer Mann entgegen, der ihn in einem Tonfall eines gekränkten und gequälten Menschen stotternd anzsichte: „Mach Platz, du Pfeife“. Marcel schloss die Augen, überzeugte sich von der nunmehr sich durchsetzenden Wohlanständigkeit, dachte nur kurz, dass er unter anderen Umständen ihn beschimpft, dagegen gehalten hätte, doch er überraschte sich selber und sagte: „Ich heiße Marcel, was kann ich für Sie tun?“ Sein Gegenüber schien auch überrascht, schüttelte den Kopf, als hätte er Mitleid mit Marcel und ging respektvoll an ihm vorüber.

Marcel war völlig irritiert. Er kam aber nicht umhin, ihm seinerseits Respekt zu zollen. Woher das kam, war nicht zu ergründen. Marcel ging weiter, wobei er immer wieder versuchte, es zu verstehen. Denn auch Kleinigkeiten waren wichtig, erinnert zu werden. In der Hafengebucht wurde er schon von weitem von der Chefin eines

kleinen provisorischen Restaurants begrüßt. „Wie geht’s heute, Marcel“, „Danke Luise, hoffentlich Dir auch so gut, komme später noch vorbei“, waren seine letzten Worte, bevor er um die Ecke verschwunden war. Je näher er seinem Zuhause kam, desto nervöser bewegten sich seine Füße, im Gegensatz zu der jetzt friedlichen, zärtlichen Oberfläche des Sees, die nur durch die windbewegten leichten Wellen ihre Struktur erhielt.

Marcel blickte vor sich, zum Glück!, weil plötzlich aus dem Schatten kommend, eine Frau seinen Weg kreuzte. Es ging alles so schnell, sodass er weder was tun noch sagen konnte. Es schien aber Simone gewesen zu sein, aber auch der Blick nach hinten konnte dies nicht bestätigen. Die kleine Stadt näherte sich ihm mit weiteren neuen Geräuschen, die Sonne wärmte zum Glück, ermüdet war er und in den letzten Bewegungen bis zur Wohnung zeigte sich eine gewisse Schläfrigkeit.

Der aus der Kirche herausgetretene Pfarrer blieb stehen, grüßte ihn und zündete sich dann eine selbstgedrehte Zigarette an. Marcel ging links zu seiner Wohnung, der Pfarrer bog rechts in die schmale Gasse, die zum See führte, ab. Die schwarz gesprenkelte Katze ging - auf dem Gesims sitzend - mit der informell erscheinenden Wandstruktur eine Symbiose ein. Ihr Blick zeigte die Schlaflosigkeit, die sich auch bei ihm breit gemacht hatte. Die paar Schritte zur Eingangstür, die Stiege hinauf in die bescheidene Wohnung konnte er jedoch erfolgreich abschließen. Der Länge nach ausgestreckt lag er auf dem Sofa, begleitet vom Gekrächze Pepes.

Für Marcel war das Träge, das Inaktive momentan sein Ideal. Pepe konnte dies nun gar nicht verstehen; in seiner Behendigkeit turnte er durch die Gegend, vom schwebenden Balken herab versuchte er Kontakt mit Marcel aufzunehmen. Er schimpfte, zwar leise, aber bestimmt. „Ach, ja. Ach, ja“, kam es immer wieder aus seinem Körper, der sich gegen das Fensterlicht abzeichnete. Marcel animierte dies, das Fenster zu öffnen, auch aus Lust am Atmen; diese frische Luft tat beiden gut. Belanglos für viele, für die beiden voneinander Abhängigen hatte es aber einen gewissen Reiz. Seine tiefen und märchenhaften Träume mit ihren tiefen Atemzügen schien Pepe zu überwachen. Ihr manchmal nervöses Kopfnicken erlaubte diesen Eindruck. Sie schien einen Mittelpunkt zu haben, Marcel dagegen lebte noch in einer fortwährenden Zerstreung. Pepe tat sich schwer mit seinem des Öfteren vorhandenen Gestammel, das veranlasste sie von Stange zu Stange zu klettern, unruhig unverständliches Gekrächze von sich zu geben. Es schien, dass sie sich nicht ihm annähern wollte.

Nach dem Aufwachen, Pepe rührte sich noch nicht, versuchte er, sich den Tag zu recht zu legen, ohne Ablenkungen, ohne Zerstreung, ohne vermeidbare Hindernisse. Zum Frühstück gab es nun Müsli für ihn und Körner für sie. Marcel stellte immer öfter fest, zumindest glaubte, er es festgestellt zu haben, dass er die Zeit als etwas Schmerzliches empfand.

Sein Suchen, die Verwirrungen, die entstanden, zersplitterten in der Zeit.

Unruhig verstrich dann ein Tag, wenn nicht messbar für Marcel, weil etwas nicht mehr ist, zum Teil auch noch nicht ist. Die Fasslichkeit der Zeit war nicht zu formen, es schmerzte, wenn er nicht weiterkam, fühlte sich dann als Fragmentmensch.

Auszubrechen gelang ihm nur in der Bewegung, ein Unglück der Beschränkung konnte er damit verhindern. Marcel bewegte sich dann in den Gassen seiner kleinen

Stadt, am See, im Park und im Weinberg. Er schien jedes Mal tief bewegt, wenn diese Ausflüchte eine Rückkehr ermöglichten.

Die Infragestellung des Ichs verursachte gelegentlichen, unmittelbaren körperlichen Ekel, das Entsetzen über ein Scheitern stand Marcel dann bis zum Halse.

Doch gegen Abend, wenn er bereit war, dem noch bestehenden Tag Einlass zu gewähren, öffnete er die Fensterläden, um den inneren Abgründen keine Nahrung mehr zu geben. Er hörte dann den Lac Lemman, wenn auch sehr entfernt. Die bewegte Perspektive des Sees sah er, wie er den See sah, den er sich vorgestellt hatte. Der Tag verlor dann immer mehr an Kraft, und Marcel kam sie wieder. Mit einem Seufzer des Wohlbefindens unterstrich er diesen Vorgang.

Solch ein Abend schien seine Empfindsamkeit hervorzuheben, die nächtliche Note animierte ihn, die Süße der Schokolade wohligh zu genießen, die Musik erklang mit den Schlägen der Kirchglocke, die Sonne bestrich noch mit den letzten Strahlen, auch jetzt ermüdet, die blinde Fensterscheibe. Mit dem Abend hatte sich dann auch das Gurgeln der Tauben gesenkt, „Morgen früh werde ich ein anderer sein“, bekam Pepe dann zu hören.

„Ach ja“, kam es wie immer zurück.

Ausdruckslos lag er jetzt noch da, ein spöttelnder Unterton lag in seinen Sätzen, die widersprüchlich erschienen; er sprach von Farben, die keine Farben waren, danach hoben sich die Augenlider, Pepe schien sprachlos. Würde der Denker sagen, der Regen fällt oder es regnet? Farben nehmen und mischen, ohne eine Leinwand zu bemalen. War die Welt seiner Phantasie die einzig wahre Welt? Was machte Literatur und Musik aus einer Evolutionsperspektive, Träumen anhand von Büchern.

Marcel's Gedanken, als er nach dem Frühstück den Weg - gemächlich gehend, also schreitend - zum See unter die Sohlen nahm. Die Sonne stieg – die letzte Zeit wiederholt - aus dem Nebel immer höher an den Himmel hinauf. Der Lärm seiner letzten Schritte auf dem Pflaster der engen Gasse hallte noch nach, da war Marcel schon wieder mit dem Kreischen der Möwen konfrontiert.

Keine Menschenseele war zusehen. Die sich vor Kurzem gezeigte Verzauberung schwebte noch auf der Promenade am See. Marcel war froh, noch den ganzen Tag vor sich zu haben; der süße Duft des gärenden Weins fand immer stärker seinen Weg zu ihm.

Es schien so, dass die Wellen des Wassers konkurrierten mit den Wellen des süß behafteten Windes. Das Dürstende würde genährt; entmutigt von den ersten verschlossenen Holztüren, wollte er schon zurückkehren. Die Ödigkeit dieser Gassen konnte auch nichts anderes erwarten lassen, schnellen Schrittes begab sich Marcel aus dieser Umgebung. Stolpernd kam er in Simon's Gasse; diese erschien anspruchslos, gewöhnlich, dennoch ernst und rein, weil einfach von Häusern gerahmt, ernst mit ihren Steinen, wie vieles andere in der Welt.

Ein paar Schritte noch, und Marcel stand vor Simon's Rahmengeschäft. Die Frau, die hinter dem Fenster damit beschäftigt war, scheinbar endlos mit dem Abkratzen der Farbschichten den Rahmen wieder ihr eigenes Leben zu ermöglichen, schien sie selber zu sein. Die im Fenster wie eine gemalte alte Welt aufgestellten Rahmen übten auf Marcel eine magische Anziehungskraft aus; er war an einem Ort, an dem

die magische Tiefe der Zeit sich ihm auftat. Der Entschluss, nun einzutreten, trieb ein panisches Gefühl in seinen Körper; er schien verwirrt.

Diesen Zustand ließ sein Geist aber nur ganz kurz zu, die Lebenskraft kehrte zurück und belebte. Er trat ein.

„Bon jour, Marcel“ kam es aus dem undefinierbaren Etwas, welches sich skulpturhaft über dem Arbeitstisch drapiert hatte; wer sollte es aber anderes sein als Simone, also erwiderte Marcel: „Sei begrüßt, Simone“. „Schau dich nur um, ich mache uns einen Espresso.“ Der Übergang vom eigentlichen Verkaufsraum, der aber auch ihren Arbeitsraum darstellte, war wie eine Farbe in einer anderen, das Verfließen derselben in eine Einheit. Staubig erschien es in allen Räumen, ein grau war vorherrschend, doch das wundersame Hervorscheinen der unzähligen, auch sehr wertvollen Rahmen belebte aufs Neue seinen Blick, seine Augen strahlten, er freute sich schon auf einen Gedankenaustausch mit ihr. Behutsam musste er nur damit vorgehen. Im Inneren der Räume, auf engem Raum schmiegt sich die Rahmen aneinander, schwarze mit goldenen, hölzerne mit silbernen, dazwischen Bilder von Heiligen, auch wunderschöne blinde Spiegel, informelle gräulich-grüne Malerei assoziierend, diese eingefasst mit Rahmen aus Werkstätten aus Florenz. Von vorne kam die Aufforderung, den Espresso zu sich zu nehmen, er würde sonst kalt.

Marcel bedankte sich und versuchte zunächst eine Unterhaltung anzuzetteln, Simone nahm jedoch die Pose im Moment ein, strahlend zwar, die ihm deutlich machte: jetzt nicht. Marcel wartete brav, denn jede Mühe, die er sich jetzt geben könnte, wäre Misswirtschaft, kein Neuanfang, nein! Etwas Wesentliches schien sich aufzutun. Er fühlte sich befreit, aufnahmefähig. Schmuckstücke, die sich änderten, einen anderen Sinn bekamen, als sie langsam vom Licht abgetastet deutlich an Glanz gewannen, kamen in den Sinn.

Beim Nähertreten an die neuen Rahmen zeigten sich die Früchte ihres letzten Einkaufs in der Toskana opulent, sie strahlten gewissermaßen noch ein Feuer aus, zwar gezähmt, aber noch glimmend.

Simone schaute kurz auf, Marcel nahm es aus dem Augenwinkel wahr, drückte die noch brennende Zigarette aus, legte ihren Arbeitskittel ab und begab sich in die Kammer nebenan. „Bin nur was holen“, hörte er noch.

Marcel hatte das Gefühl, dass durch sie etwas überhaupt erst einen Sinn bekam, zumindest einen anderen, ihre Worte hatten für ihn etwas Eigenmächtiges und ihrer Arbeit schien immer auch etwas Wesentliches anzuhaften.

Ihr Verschwinden, so kam ihm ihr Weggehen vom Arbeitstisch vor, hatte etwas Geisterhaftes; ein Tätigwerden im Angehauchten, etwas Trugbildhaftes, oder hatte er etwa keine Geduld? Geduld zu warten. Aber auf was? Eine gewisse Bangigkeit bemächtigte sich seiner.

Alles Bemühen erschien schwieriger; schmerzhafter.

Ein gewisses Gespür für das Jammern gehörte zu Marcel, auch wenn kein originaler Laut bei ihm konstatiert werden konnte. Je nach Lust und Laune ließ er davon ab, irgendeinem Zweck zu dienen; Wegstrecken, verdrängen, unter Verschluss bringen, waren Tagesthemen. Fragend und zweifelnd versuchte er, den vielschichtigen, geistigen und moralischen Anforderungen des Menschseins zu entsprechen; sein Hemd-

kragen ließ ihm die Luft, dem verborgenen Sinn des Lebens auf die Schliche zu kommen, geheimnisvollen Dingen auf den Grund zugehen, mit fiebrigen Glanz zu betrachten. Kaum hatte er sich abgewandt, um dem besonderen Bild mit Rahmen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wurde er abgelenkt. Marcel glaubte, dass sich aus dem Nebenraum, in dem Simone verschwunden war, eine Tür auftat.

„Sei still, bitte“, sagte sie, „höre bitte zu“.

Auch wenn Marcel nur eine gewisse Beziehung zur Musik aufgebaut hatte, war er sofort fasziniert von den sich jetzt in den Raum verteilenden Tönen; wie gesagt, viel verstand er nicht von Musik, doch diese Folge von Akkorden, verbunden mit melodischen Linien von Tonleitern war einzigartig. Er erfuhr später, dass diese sich von griechischen Tonarten ableiteten.

In der weiteren Abfolge erklangen Melodien mit mittelalterlichen, dem gregorianischen Gesang nachempfundenen Akzenten. Geheimnisvoll erschienen sie ihm, über den Rücken fließende Schauerpünktchen bildeten sich, die Verwendung einzig auf den Dreiklang bezogenen Stils ergab einen Klangzauber, dem er sich nicht entziehen konnte. Die Räume füllten sich mit einer für ihn nie dagewesenen Harmonie; flüssig und lichtvoll erschien die Atmosphäre im Raum.

„Machen Sie den Kopf auf“ kam es aus der Tür melodisch an sein Ohr, „na, wie findest Du die Musik, die, ich zitiere, ganz nackt einhergeht.“ „Grandios, visionär“, kam es stotternd aus Marcells Mund, der mit Speichel sich gefüllt hatte, welcher sich ansonsten nur beim Anblick einer Auster bildete, was aber schon eher selten geschah, ob der teureren Beschaffung.

Die Empfindungen erfrischten ihn, seine ästhetische Ausrichtung verfeinerte sich.

Der Kontakt mit dieser Musik gab seiner geistigen Möblierung neue Impulse, alles schien griffiger, das heute Morgen noch vorhandene Schwächerwerden hatte sich in einen lebensnotwendigen Stimulus verwandelt. Marcel spürte seine Existenz, Ruhe und Geduld ergriffen ihn, festzuhalten erschien jedoch schwierig. Ein in der Gasse plötzlich auftretendes Hundegebell verschreckte beide.

„Ich muss jetzt gehen“, meinte Marcel, „bleib doch noch“, unterstrich Simone die langsam versinkende Melodie.

In diesen Vorgehensweisen war nichts Wesensfremdes. Marcel hatte begriffen, wie anregend bestimmte Dinge wahrzunehmen waren, gegen innere Widerstände lohnte es sich anzugehen.

Das Bellen des Hundes, welches Marcel partout nicht ausstehen konnte, hatte aufgehört, er knöpfte seine Jacke, doppelreihig, zu. Der Wind schien Richtung See zugenommen zu haben. Ein merkwürdiges Flirren und Flimmern bewegte ihn. Auch die Wellen, die der Westwind leicht gegen die Seemauer drückte, zeigten dieses Vibrieren. Viele Bewohner hatten den Weg zum See eingeschlagen, um die Nachmittagssonne ausgelassen wie die jetzt im Wind tanzenden Möwen zu genießen. Kleinere Fontänen fanden ihren Weg über die teilweise niedrigere Kaimauer. Von dem Platz auf der Seebank aus ließen sich nun mit gegebener Gelassenheit die stärker werdenden Wellen beobachten.

Früher wäre er wahrscheinlich - die auftretende Energie der Natur spürend - vor Angst geflüchtet.

Seine nunmehr vorhandene Anteilnahme erfolgte mit großer Offenheit. Ein spürbarer Stimmungsumschwung ging vor. Der See war jetzt stürmischer, aggressiver, auf Angriff aus. Marcel schien aber munterer, lockerer, selbstbewusster, ein schwaches Licht von Unbehagen löste nur noch die auftretende Gischt aus. Marcel stand auf, ging einfach los, einfach so, als wäre nichts geschehen. Sein Gehen drückte eine freudige Entschlossenheit aus. Seine Mitmenschen grüßten ihn freudestrahlend und fragten, soweit sie ihn kannten, „wie geht’s Marcel?“. Sein „danke gut“, kam im Rhythmus der immer wiederkehrenden Wellen über seine Lippen.

Das überschwappende Seewasser, welches Marcel vernahm, versickerte sehr schnell zwischen dem Kopfsteinpflaster, das zwischen jedem Wellenschlag Wasserperlen wie Perlmutter auf seiner Oberfläche aufblitzen ließ; eine ruhige Invasion. Der Heimweg gestaltete sich aufgrund seiner gesteigerten Wahrnehmungsfähigkeit zu einem großen Vergnügen.

Nachdem er die steile Stiege zu seiner Wohnung geschafft und sich aufs Bett gesetzt hatte, um nicht sofort von Pepe auf die Widrigkeiten des Alltags aufmerksam gemacht zu werden, war der Beginn einer Beziehung zum Vertrautsein, zum sich öffnen, zur Erfahrung des Augenblicks, zur Bildkraft einer Musik, zu Entwicklungen, die seine Neugierde anreizten, zu Gewohnheiten, die in ihrer Bescheidenheit zu imprägnieren waren, gesetzt.

Er ging rüber ins andere Zimmer, um nun Pepe den ganzen Tag zu beschreiben.

Ihr Kopf zeigte durch seine Neigung die große Aufmerksamkeit, die auch nur durch zweimaliges „Ach ja“ unterbrochen wurde.

Ihr Abendessen war bescheiden, früh ging er zu Bett. Der Morgen danach ließ im Angesicht seiner Körperhaltung auf einen ereignisreichen Tag schließen. Er ahnte, dass seine Formlosigkeit vom Traum herrühren würde.

Was könnte es für seinen weiteren Weg bedeuten?

Gab es wegweisende Erkenntnisse?

Musste es überhaupt Erklärungsversuche geben?

Ganz nah berührt war er von der Porträtlichkeit einer Malerei, die er in den sedimentierten Erinnerungen erahnen konnte. Das Bild erschien in blauen, gelben und violetten Tönen auf zartfarbigem Hintergrund, immer und immer wieder eröffnete sich der farbige Traum, hier war mehr zu finden als nur Farbe, welche Leidenschaft sollte hier die große Rolle spielen? Sein Gefühlsdunst war hier noch nicht zu lichten. Das Porträt erschien aber immer mehr im Diffusen zu verschwinden; deutlicher wurde aber die Verbindung zu dem geheimnisvollen Bild in dem außergewöhnlichen Rahmen; was hatte aber die Musik bei Simone damit zu tun?

Dieser Morgen war ein fragwürdiger. Er hoffte, seine gewonnene Gelassenheit würde ihm helfen, das im Traum entfachte Rätsel zu lösen. Viel Sinn sah er darin, nicht aber den Plan, der lag in weiter Ferne. Die nunmehr bei ihm angekommene Gabe der Unkenntnis beruhigte sein Gemüt; Geduld war zunächst gefragt, stille Geduld. Schweigen hatte sich auf beide herab gesenkt; Marcel blieb am Tisch stehen, während Pepe von einer Stange sich zur anderen hangelte. Das Kratzen der Krallen am Holz war als einziges Geräusch zu vernehmen.

Der Tisch mit Marcel vor dem Fenster ohne die heruntergelassenen Jalousien ergab

durch seine fragile Silhouette ein Stilleben, das dem Schweigen geschuldet war. Als Marcel feststellte, dass seine Essensvorräte erschöpft waren, verließ er die Wohnung, die ansonsten reizvolle Strecke zum See erschien nun reizlos, die Luft, die er tief einatmete, nahm aber die angesammelte Spannung von ihm. Er ging erst rasch; sein einziger grauschwarzer Anzug mit den drei Knöpfen erzeugte auch hier in den Gassen eine Silhouette, die der am Tisch ähnelte. Der einsetzende Regen ließ die steingrau glitzernden Bodenplatten eine Einheit mit ihm eingehen; der See besaß eine Langsamkeit, die auch seinem Tun angemessen erschien.

Bewegung gab es keine, niemand, der am See Bewegung übte, alles erschien ruhig, nur der blanke Kies am Seerand wurde immer wieder gewandelt. Die Erleichterung spürte er, dass Signal einer bestimmten Handlung verursachte das Ablegen der überdrüssigen Miene. Er überlegte, was zu tun war, während das Spiel der stärker auftrumpfenden Wellen weitergedieh. Dies fesselte seinen Blick, der Bewegungsapparat reagierte, er verlangsamte den Schritt, begriff nichts mehr. Die sichtbaren und unsichtbaren Prozesse spielten scheinbar eine entscheidende Rolle; ein süßlicher Geschmack nahm Einzug in seine Mundhöhle.

Das Bild, welches in Verbindung mit der See in ihm Platz fand, zeigte eine grottenähnliche Landschaft, die das Grün des Wassers in dem Höhlungen besonders hervorzuheben in der Lage war, diese Fläche schien mit breiter Kontur gemalt zu sein, von seiner Empfindung her gesehen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ihm nicht aus dem Kopf verschwindenden Bild im Rahmen; deponiert scheinbar auf Ewigkeit.

Das Unverständliche, das Rätselhafte, das Zwanghafte rief säuerlich von innen, eine seltsame, dunkle Anziehungskraft öffnete sich; der wahrnehmbare Hintergrund erlaubte aber Marcel nicht noch mehr in die Tiefe zu schauen; hoffend, dass er ankam, ging's weiter, auch wenn er sich selbst den Wünschen gegenüber machtlos fühlte. Er hoffte, dass sie sich nicht durchsetzen.

Die Abwesenheit jeglichen Sinns hatte etwas Magisches; das Unsichtbare mit seiner dichten, starken Substanz beengte seine Handlungsfreiheit. Was ruft die berauschten Süße wieder hervor?

Welches Wort, das an seine Ohren drang, konnte dies unterstützen? Er musste lernen, seine Weichen, seine empfindlichen Stellen besser zu erkennen und zu verstehen. Welche Mittel würden eine sinnvolle Wirkung erreichen? Marcel wollte sich nicht selber mehr täuschen. Der angebrochene Tag versuchte sich zu vervollständigen, das Glänzende der Mittagssonne, die angenehme Wärme, ließen erstmals keinen Widerspruch dulden.

Die Mittagszeit, die für Marcel den Tag teilte, erinnerte ihn an die Lebensmittel, die er einkaufen wollte. Auf dem Reliqueplatz, der es ihm erlaubte, das hier befindliche Lac Lemman Restaurant aufzusuchen, sah er plötzlich einen alten Mann, der sodann seinen Schritt beschleunigte; man möchte meinen, mit seinem langen, gewellten Haar wollte er mit der See Schritt halten, ruhelos sah es aus, dem Platz nicht adäquat.

Einheimische kamen Marcel entgegen, sie grüßten, ein einziger Blick genügte, um dies richtig einzuschätzen. Den älteren Herrn zu kategorisieren, war für Marcel nicht möglich; dieser entzog sich jedweder Kontrolle. Marcel wollte sich an den

Tisch seiner Essfreunde setzen, doch die sich aufzwingende Verfolgung dieses Mannes ließ dies nicht mehr zu. Dieser schaute nur von Zeit zu Zeit nach hinten, so war es Marcel nicht möglich, ein Stück, eine winzige Spur seines Wesens im Gesicht ablesen zu können. Durch die tief heruntergezogene Mütze mit Schirm schien dies gänzlich unmöglich zu werden. Sein gummibeschichteter Mantel, der die höheren Filzstiefel sanft umschlang, glänzte sonnenbeschienen, er blendete. Der Abstand zwischen ihm und Marcel verringerte sich nicht erkennbar. Gewiss, mit nichts in der Welt würde er mit diesem Menschen tauschen, ging es ihm durch den Kopf; warum ein Anflug von Ekel ihn ergriff, war nicht ersichtlich. Ein Schauer lief seinem Rücken hinunter, der Maler des Porträts im Rahmen erschien, seine Glieder ermüdeten, der Mann im Mantel, dessen Gesicht nur zu erahnen war, versuchte nicht auszuruhen; er ging noch schneller.

Marcel fing an zu keuchen, während dieser ungeliebte Mensch sich benahm, als würde er alterslos über das Gepflasterte schweben. Erstaunlicher Weise ging seine Machtlosigkeit in eine Bewunderung für diese Gestalt über. Abwesend war er nun und doch gegenwärtig; Erinnerungen, ob schmerzlos, heillos, abstoßend, belanglos oder glücklich, waren seinem dünnen, langen Lächeln nicht zu entlocken; ob dieser Situation letztlich Bedeutung zuzumessen war, ließ sich in dem nun aufkommenden lauten Schluchzen des Regens nicht mehr klären; der Weg zurück zu seinen Tischfreunden erschien sehr lang, das Geräusch des Regens ließ kontinuierlich nach.

Der Regen hatte aber der Absicht, das Essen draußen zu beenden, einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nachdrücklich, aber aufs Geratewohl geschehend, ging es heimwärts; banale Dinge denkend, auch an das Bedürfnis, die Dinge nur für sich leben zu lassen.

Die engen Gassen im belebten Teil des Städtchens waren jetzt Orte, an denen die unendliche Komplexität der Dinge die Müdigkeit der Augen hervorbrachte.

Für Marcel wurde vieles unverständlich; die Unsichtbarkeit dieser Dinge und die damit verbundene Nur-Ahnung unterstützten dies. Die Bewegungen, die er in diesen Momenten auszuführen versuchte, waren jenen nachgeahmt, die man am Rande des Lac Lemane erlebte: Enten mit ihren Patschfüßen, die gestört von dannen latschten.

Auch von Pepe war keine befreiende Reaktion erfolgt. Marcel ging hungrig zu Bett. Der Morgen zeigte sich mit dem Klirren seiner Kaffeetasse aktionsbehaftet. Seine Miene brauchte nicht das Tageslicht, um sich erhellt zu zeigen. Obwohl der morgendliche Geschmack der gleiche erschien, wurde jedoch nach wenigen Minuten der Aktivität daraus ein geheimnisvoller, schwer definierbarer. Marcel führte das Wesentliche am Morgen weiter aus, die sonst vorhandenen Fäden mussten nicht entwirrt werden. Zum Grübeln gab es noch keinen Anlass.

Er hatte ein Klavier, spielen konnte er aber nicht; sein Kaffee-Aufbereitungsset machte ihm genug Probleme. Noch war das Hinübergleiten von der Nacht zum Tag nicht ganz geschafft. Das Sprechen hätte ihm auch nicht weitergeholfen, da Pepe noch genauso reagierte wie Marcel: Wortlos.

Der zwischenzeitlich um sich greifenden Benommenheit setzte er die doch kraftvollen Gesten seines Geistes entgegen; er war gespannt, auch auf den Charakter des nun aufgewärmten Tages.

Sein Kopf wurde klar, keine Trübung behinderte ihn.

Er konnte losgehen, auch Pepes „Ach ja“ unterstützte kraftvoll sein Tun. Zum Beweis seiner Willenskraft ging er in Richtung Rahmengeschäft. Er schien zu schweben, sein Geist eroberte die Umgebung mit Billigung seiner Extremitäten. Marcel stellte bald fest, dass die Musik in Simones Laden in seinem Geist den Eindruck von Überschwänglichkeit und Vollkommenheit hervorgerufen hatte; so wie Worte, denn wenn sie wegbleiben, gibt es nur noch Stumpsinn und Gebrüll. Marcel ging nun immer mehr dem Unsichtbaren entgegen, alles entzog sich dem Auge.

Doch dann wurde Simone vor seinen Augen sichtbar, ihr Körper war wie immer von einer extremen, spektakulären Haltung, ihre Hand führte wie immer gefühlvoll das Skalpell über den Holzrahmen, in der anderen Hand, auch wie immer, die Zigarette.

Es war ersichtlich, dass sie Marcel erkannte, ließ es sich aber nicht anmerken und sagte kein Wort. Für Marcel war dies ein gutes Zeichen, denn die Konzentration von Simone ging auf ihn über, jedes Mal.

So fand Marcel, ohne es gewollt noch gesucht zu haben, die künstlerische Heimat, wenn nicht gar sein zuhause. Marcells belanglose Träume lösten im Innenleben vielfältige Gefühle aus, die, um ihre volle Billigung zu erlangen, die Umgebung des Ladens sowie die von Simone brauchten. Sie meinte plötzlich, dass sie dankbar sei, denn sie lebe so, wie es ihr denn so gegeben wurde! Marcel erkannte nichts Beunruhigendes an ihr, er sah sich nicht veranlasst, darauf noch zu fragen.

Stattdessen fragte er nach dem wertvollen Rahmen mit dem geheimnisvollen Porträt. Ihr gutes, sanftes Gesicht lächelte ihm zu, sie nickte, nickte nochmals langsam.

„Es ist ein Jammer, der Rahmen ist verschwunden, nur die Musik ist geblieben!“

Simone wartete respektvoll darauf, dass Marcel eine Reaktion zeigte; ihr Ausdruck blieb aufmerksam. Marcel seinerseits ließ sich durch sie und die Situation geleiten.

Sein Inneres fühlte Dankbarkeit. Simone rauchte, das Skalpell sicher führend. Ein Zauber blieb.

Gewiss, auch dieser muss geweckt und sanft behandelt werden.

„Ach ja, ach ja“ klang es noch lange nach.

Julien

Er erfreute sich an den Sonnenuntergängen, die hinter seinen Augen ihre Farbenspiele abhielten. Die Ereignisse des gestrigen Tages waren nicht so wie immer, aber gleichbleibend anstrengend.

Eine angenehme Angewohnheit war es, zum Frühstück, so gegen 09:30 Uhr, ins Café Schuh sich zu begeben. Doch an diesem Morgen lief es ein wenig anders, für ihn rhythmushemmend. Auf dem Weg zum Frühstück wurde er von Sybille aufgehalten; eine schrullige Schriftstellerin, die immer bemüht war, ihn in seinem Schaffen zu behindern. Bis jetzt hatte er noch nicht klären können, ob sie es bewusst unternahm oder nicht. Nun ja, vielleicht war es letztendlich doch nicht so störend. Sybille bat ihn, auf die Katze in ihrer Wohnung kurz aufzupassen, da sie zur Apotheke müsse, um sich über etwas, was Julien nicht verstand, beraten zu lassen.

So saß er nun in Unruhe da und wartet darauf, dass sie schnellstmöglich zurück kam. Ihre Wohnung lag in der ersten Etage, hatte vier Zimmer und war geschmackvoll eingerichtet, teilweise Biedermeier, Jugendstil, solitärhaft modern. Ruhig war es, nur das Rauschen des Regens drang zu ihm. Seine Augen wanderten über die Fensterscheiben, an denen die Regentropfen glitzerten, bis zum Bücherregal, an das eine Leiter angelehnt war. Es war nicht zu erkennen, ob die oberen Bücherregale jemals in Angriff genommen wurden, es schienen auch dort uninteressante, nicht liebgewonnene Bücher sich zustauben zu lassen.

Sein Blick schweifte weiter, bekannte Romane und Sachbücher erschienen. Die Augen zeigten einen Ansatz dafür, auf sie Zugriff nehmen zu wollen. Die Tagesausgabe der Regionalzeitung sah er auf dem Thonetstuhl im Nebenzimmer liegen, noch hielt ihn seine Erziehung davon ab, ungefragt hier zuzugreifen. Seine Gedanken schweiften ab, eine geringe Ungeduld war zu konstatieren. Das vermeintliche Grau auf den Bücherrücken, goldgelb unterfüttert, erinnerte ihn an die bleichen Felsen, die er während eines Urlaubs in Schottland in Erinnerung behalten hatte, eine warmgraue, eine malerische Herausforderung für ihn.

Ging da die Tür auf, dachte Julien, doch Sybille erschien nicht. Niemand kam. Das Graue, das Schwarze, der Goldglanz, zerstreut lagen diese Farbeindrücke in seiner Landschaft.

Viel Mühe lag in dieser Atmosphäre; in der Erinnerung waren es Bilder in der Einsamkeit des Landschaftstraumes, die das Auge erst am hintersten Winkel der felsbetupften Grünfläche beruhigte. Die Berge erschienen in Gedanken sehr mächtig. Aufrecht stehend kam sich Julien nicht wirklich anwesend vor. Der Wald hatte auch eine matt graue Farbe an, die Büsche, die Weiden, die einzelnen Höfe hielten sich behutsam zurück.

Julien kam aus seinen Gedanken zurück, schaute sich um und fragte sich: Was geht jedem Akt des Sehens voraus.

In dem Moment hörte er Sybille rufen: „Bist du noch da?“

„Natürlich, wo soll ich sonst sein!“ „Entschuldige, es hat etwas länger gedauert.“

„Was macht Mimi?“

„Mimi? Ach so, prima“, erwiderte Julien, die Katze hatte er ganz vergessen.

Dafür war Sybille präsent, ihre Gegenwart aus Fleisch und Blut in dieser Umgebung komponierte Klänge in ihm, die auf einen langen Widerhall hoffen ließen. Beraus- schend erzählte sie von ihrem neuen Roman, der die Perfektion in jeder Lebenslage zum Thema machen sollte.

Julien war nur noch in der Lage seine Bewunderung so rüber zu bringen, dass er sie umarmte und mit Dank ihre Wohnung verließ, ohne den angebotenen Espresso zu sich zu nehmen.

Natürlich kam er zu spät ins Cafe, sein Stammplatz stand somit nicht mehr zur Ver- fügung. Schwierig, anderswo Platz zu nehmen, seine Frühstücksfreunde standen für eine erfrischende Diskussion natürlich auch nicht mehr zur Verfügung.

Was heißt erfrischend! Julien hatte beim letzten Treffen Worte gesucht, die in der Lage gewesen wären, in die Argumentation der Freunde einzudringen; die Konflikte des Lebens in der Diskussion ließ vieles vorbeimarschieren.

Führen wir oder haben wir eine Scheinexistenz geführt, haben wir Zwangsjacken an, wie hilft Musik, Kunst, was macht unser Geist? Dies waren Themen!

Das richtige Leben, bemerkte Thomas damals, sei viel ernster. Diese Fragen bräuch- ten wir uns nicht zu stellen, die simplen Fragen, die stellen sich von selbst, mehr Licht oder mehr nicht.

Julien meinte darauf, dass das richtige Leben bekanntlich das falsche sei.

Sie prosteten sich dann mit einem Grappa zu, dieser war immer der Abschluss ihres Frühstückstreffens.

Julien trank an der Bar diesmal nur kurz seinen Espresso und verließ überhastet sein zweites Zuhause.

Kaum auf dem Gehsteig gelandet, lief er Michel über den Weg. Julien hoffte, dass er nicht das gleiche Anliegen wie Sybille ihm antragen würde. Es war nicht der Fall. Michel fragte freundlich wie immer, was seine Malerei mache, was Julien ver- anlasste darauf zu verweisen, dass auch eine Auseinandersetzung mit Worten ihn momentan anrege.

Michel betrachtete ihn mit erfrischender Neugier.

„Wenn ich nicht wüsste, wie du arbeitest, müsste man dich aus der Langeweile ent- reißen“.

„Ja, danke, die meisten, die mich kennen, meinen, dass der geordnete Ablauf meines Tages Langeweile bedeuten könnte“, antwortete Julien.

„Wichtig scheint nur, dass für manche wichtigen Dinge nun mal Stille und mög- lichst Einsamkeit hilfreich sind.“

Julien bestätigte diese Worte. „Grüß mir Sybille und lass dich von ihr nicht stören“. „Ja, Danke“. Julien nahm den Schritt wieder auf. Die Menschen, denen er nun be- gegnete, schienen zu flüchten, eine Unterbrechung dieses Tuns schien eine Anstren- gung zu sein, es kam ihm so vor, dass sie nie ans Ziel gelangten. Aber was ist mein Ort?, dieser Gedanke wurde ihm sofort serviert.

Er sah sich selbst erstaunt, „ich muss gestehen“, sagte er laut zu sich, „dass kein Mensch weiß, worauf er eigentlich hinaus will“.

„Sie gestatten“, mit diesen Worten, freundlich artikuliert, versuchte ein älterer Herr an ihm vorbei zu gehen. Julien schien ein Hindernis darzustellen. Das linke Bein nachziehend, gab er aber schnell eine Gestalt ab, die nicht mehr einzuholen war.

Diese scheinbare Zeitnot veranlasste bei Julien nur ein kurzes Schütteln seines grauen Haars, ungehalten war etwas anders.

Gesetzten Schrittes, wohltemperiert, den Mantel leicht schwingend, ging es weiter. Ein helles ‘Hallo‘ hinter sich veranlasste ihn, stehen zu bleiben und sich umzudrehen.

War dieses ‘Hallo‘ überhaupt für ihn gedacht? Julien wurde immer unsicherer. Aus der sich vor ihm befindlichen Masse ließ sich kein bekanntes Gesicht ausmachen, auch eine ihm bekannte Gestalt tat sich nicht hervor. Dann eben nicht, dachte er. Das ‘Hallo‘ schallte nach. Dem Strom der fließenden Passanten gab er nun das passende Geleit, die Hunde und Katzen hatten hier keinen Platz mehr. Auf seine Wohnung in der Schillerstraße zugehend, erschien auf dem Balkon, der über seiner Wohnung lag, Lilly und winkte ihm zu, den Körper baconhaft verdreht.

Julien ging aber auf dieses Winken nicht ein.

Er schloss die große Eingangstür auf, seine Wohnung befand sich in der dritten Etage, hatte drei Zimmer und einen großen Atelierraum.

Die Holzdielen im Flurbereich knarrten genauso ihre Klagelieder hinaus wie die ausgetretenen Stufen im Treppenhaus. Julien hatte schnell die Tür hinter sich geschlossen, um nicht von dem Hausmeister, Herrn Dobowicz, erwischt zu werden; dieser hatte nämlich an ihm immer, zu betonen ist immer, etwas auszusetzen, auch wenn es, was ihn nichts anging, seine Kleidung betraf. Beim Eintreten in sein Reich fühlte er sich plötzlich mehr als allein.

Das Schleifen seiner Schuhe auf dem Dielenfußboden war zu hören, vieles andere hatte Sybille ausgelöscht, auch das Mobiliar in den Räumen, nur der Kunstraum – wie sie ihn nannte – blieb unangetastet.

Ausgeräumt wäre vielleicht das zutreffende Wort, vieles war verschwunden, ein Umzug hatte aber nicht stattgefunden, die Sachen waren fort. Erfreulich, dass er nicht so viel Zeit brauchte, um dies zu verkraften. Es war halt passiert, Julien hatte diesem Tun nichts entgegen zu setzen. Er lief, aufrechte Haltung einnehmend, durch die Wohnung; wahrscheinlich viel zu laut, dass Herr Dobowicz schon wieder etwas zu melden hatte. Warum auf einmal diese Leere?

Sein Atelierraum quoll über, Sybilles Blick war nicht immer unterstützend, mehr wachsw weich, nein, dachte er, eher scheu, nicht weich, vielleicht abwehrend, vielleicht ein bisschen ordinär. „Was für Gedanken“, kam es über seine Lippen.

Erna, die Frau von Herrn Dobowicz, mit dem kurzen, rötlichen Haar, vielleicht auch eher bräunlicher Natur, könnte man da doch eher ordinär nennen.

Das immer abgewandte Gesicht, den Oberkörper mit ihren vermeintlichen Reizen darbietend, dabei leicht schaukelnde Arme aufzeigend, löste bei Julien Unmut aus; er mochte keinen ordinären Hochmut.

Gänzlich betroffen war er von ihrem wiederkehrenden Satz: Ach wissen Sie!

„Alle Fenster auf“, sagte er sich und befolgte es.

Er ging umher, versuchte gegenüber jedweder Ablenkung sich zu immunisieren; suchte den Ansatz, eine schöne, reiche Tube Farbe anzureiben.

Sybille hatte gemeint, das Bild erinnere sie an Suchbilder, an ihre Kindheit. Er hatte keine Lust und sah auch keinen Sinn darin, Gemeinsamkeiten sich entfalten zu lassen. Nüchtern hatte er bemerkt: Alles in allem ist es besser, dass es nichts gibt. Sybille, schlagfertiger als er, darauf: Was das betrifft, solltest du intensiver Cioran lesen!

Das hatte gegessen!

Er trat ans Fenster, er ging an die Arbeit. Sanfte und kristalline Farbtöne schwebten ihm vor. Es blieb bei diesen Tönen, wenn auch mehr davon später im Traum.

Am nächsten Morgen, beim Verlassen der Wohnung, kam ihm der Herr Hausmeister entgegen.

Sein Plastiksack konnte nicht konkurrieren mit seinem Päckchen unterm Arm. Dieses hatte dickes wasserbeflecktes, graues Papier und erhielt dadurch einen beuysischen Charakter, dem grauen Kittel des Herrn Dobowicz schien es sich angleichen zu wollen.

Zum Glück beruhigte dieser Gedanke Julien, denn er - mit seinen hageren Schultern, die sich unter dem Kittel scharf abzeichneten - ließ sich scharf zischend den Satz: „Wie sehen Sie denn aus“, über die Lippen kommen. „Verzeihen Sie, lieber Freund, darf ich vorbei?“

Julien nahm den Treppenabsatz, nachdem der Herr Hausmeister Platz gemacht hatte, widerwillig, wie es schien.

Julien bildete sich ein, dass sein Wortschatz, wenn vorhanden, Ladehemmung hatte, zum Glück. Auf dem Rückweg vom Entleeren des Abfalls stand Erna vor seiner Wohnungstür.

In ihrer ganzen Haltung, ihrer Erscheinung.

Tatsache war, dass sie von ihrem Mann des Öfteren als Nichtsnutz beschrieben wurde. Ihre obligatorische Bemerkung kam auch diesmal, wobei ihre Augen hart flackerten, als er an ihr vorbei stieg, um die Wohnungstür zu öffnen. Eine Traurigkeit ließ sich verspüren. Was immer es sein mag, jede Geste, jedes Benehmen, jede Form des Lebens kam erstickend herüber.

Durchatmen war nun angebracht, als er sein Domizil erreichte; die Hand an seiner Kehle, die er verspürte, entfernte er.

Sein Schlaf war unruhig, nachdem er versucht hatte, etwas an diesem Tag auf die Leinwand zu bringen. Das Fehlen einer bestimmten Farbe ließ ihn im Traum leicht hysterisch lachen; das meinte er zumindest, als er etwas gerädert gegen sechs Uhr aufwachte. Diesmal hoffte er, ungestört zum Frühstück ins Cafe Schuh zu gelangen.

Beim Ausblick durchs Fenster, noch leicht tropfenbefleckt, sah er Scharen von Kindern jeglichen Alters.

Welch eine Wohltat, diese in ihren geordneten Bewegungen zu sehen, in ihrer Auflösung, in dem sich wieder neu zu finden, dem wohltuenden Gestikulieren.

Julien konnte es nicht leugnen, die Jugend machte es perfekt. Da gehen sie nun, zukunftsweisend ausgerichtet!

Seine Leinwand zeigte bei näherem Hinsehen eine absurde Diagonale. Eins war sicher: Gestern Abend war sie nicht erkennbar, er wunderte sich. Unwichtig erschien ihm dies aber nicht, Sybille fiel ihm ein, was hatte sie damit zu tun?

Träumte er noch?

„Nein“, sagte er sich. Die untere Schicht zeigte sich erst jetzt. Unlauter war sie heraus gesickert. Ein gewisser Zauber blieb aber hängen.

Langsam wurde es Zeit, dass er seine Wohnung verließ, um, wie er meinte, seinem schlichten Gemüt den Charme der Frühstückszusammenkunft angedeihen zu lassen. Dies sah er aber nur als eine Randbemerkung.

Unbehelligt erreichte er die Straße. Es war augenfällig, dass die Passanten in ihrer Hartnäckigkeit des Vorbeihuschens den Zeitpunkt ihres Arbeitsbeginns nicht verpassen wollten. Eine magische Peitsche schien sie voran zu treiben.

Julien dachte einen Augenblick freimütig darüber nach: Das Berufsleben als Sklave der gleichen Äußerlichkeit, die auch Tiere zum Napf führt.

Julien legte einen Schritt zu, die Straße säumten Mauern und Treppen, manche endlos in den Himmel wachsend.

Er sinnierte: Wie kommt man aus der Umarmung der Jetztzeit, wo es schwierig ist seine Fähigkeiten zu behalten, ohne seine Kraft zu verlieren?

Die dunklen Dächer schienen die Häuser zusammen zu klipsen, vorhanglose Fenster schickten noch ein raumgreifendes Licht in die nun laue Luft. Es ließ sich atmen. Die warme Farbe – die Zeit hatte das Gelb bearbeitet – ließ die Fassade des Cafés einladend erscheinen. Seelenlose Winkel gab es genug in der Stadt. Julien trat wie jeden Tag ein. Seine Brille beschlug, er nahm sie daher ab.

Er stellte fest, dass heute das Cafe nicht die gewohnte Wärme ausstrahlte wie sonst.

Er konnte nicht feststellen, an was es liegen könnte. Es löste zumindest bei ihm eine Haltung aus, die ostentativ vergnügt zu bezeichnen wäre. Julien ging weiter in den Eingangsbereich hinein, vielleicht lag es an einem Gast, der im hinteren Winkel sitzend, Zeitung las. Die Zeitung, war sie deutschen Ursprungs? Schwer zu erkennen, ohne Brille zumal.

Komisch, dieser Herr!

Julien würde ihn schon so bezeichnen wollen, obwohl er einen verstaubten Eindruck abzugeben schien. Kannte er ihn, erinnerte er ihn an jemanden?

Er rief etwas dem Kellner zu.

Nicht verständlich für Julien, doch der Klang seiner Stimme, sein Akzent oder sein Tonfall, etwas irritierte ihn.

Er ging auf ihn zu, die Spannung stieg an, die anderen Gäste schienen erstarrt. Kurz vor ihm angekommen, einen stärkeren Geruch verspürend, senkte sich die Zeitung,

eine wienerische Ausgabe, ging es ihm durch den Kopf. Seltsam.

Der unbekannt Herr zeigte sich mit einem mürrischen Gesicht.

„Was wollen Sie?“ kam es rüber.

„Sie entschuldigen, ich war neugierig, ich mochte Sie sehen, verstehen Sie, es gab gewisse Anzeichen, die darauf schließen...“

Harsch ging der Herr dazwischen: „Verschwinden Sie!“

Das saß. Julien schien aber nur für einen kurzen Moment seine Contenance zu verlieren; er zuckte, fing sich aber sofort. Er ging zum Stammtisch, an dem schon seine Frühstückskumpanen saßen; sollte man besser sagen, Frühstückskollegen, Frühstücksfreunde, belanglos. „Was war los?“ kam es unisono vom Tisch. „Ich habe vermutet, dass dort mein früherer Professor saß“, meinte Julien. „Hast wohl keine so gute Erinnerung an ihn?“

„Nun ja, das Wort so lasst mal fallen“, „Ist schon gut, setz Dich“.

Christine kam und nahm die Bestellung auf, wie immer ein Frühstücksgedeck. Sein Blick schweifte ab; durch das von einer Glastür unterbrochene Fenster sah er den gepflegten Rasen, vor dem dichten Saum des beginnenden Parks. Sein Blick schien leer. „War er es nun“, fragte sich Julien vernehmlich. „Wer er?“, fragten sie, „ist er der, von dem Du schon erzählt hattest?“

„Könnte sein“, kam's lakonisch zurück. Sie merkten, dass es keinen Sinn machte, hier weiter zu insistieren. Bald sah man sie in angeregten Gesprächen, teilweise heftig gestikulierend, wahrscheinlich ihre Träume, ihre Ahnungen, ihre Obsessionen, ihre Geschäfte, ihren Glauben darlegend. Kurzum, viele ansprechende Worte. Nicht zu vergessen war der Ritus des Abschlusses, ein besonderer Grappa aus Nonnas geheimnisvoller Laborküche, köstlich. Auch der Magen erfreute sich über den erfolgten Ausgleich. Nachdem auch heute wieder vieles gesagt und manchem zugehört wurde - das schien für unsere Freunde wesentlich zu sein -, suchten sie in ihrer Arbeit die erfüllende Stille als Maler, Musiker, Schriftsteller und Nachtwächter. Wie immer verließen sie gemeinsam ihr Morgendomizil. Ihr Obligatorisches 'Bis Morgen' klang verheißungsvoll für ein geschärftes Ohr.

Wenn Julien sich auf das Draußen konzentriert hätte, wäre er vielleicht in der Lage gewesen, ihre Gegenwart zu spüren. So ging Sybille unerkannt über die Fußgängerbrücke Richtung Flussnähe.

Er hatte gehofft, sie noch am Vormittag zu treffen; er hatte aber auch vergessen, sie anzurufen. So wurde ein angenehmes Wohlgefühl leicht gestört, vielleicht schade, doch letztlich ging es ja nicht verloren, hoffte er. Eine Gefühlsbewegung stellte sich nun ein, die er so nicht erwartet hatte: Ein Schatz, leuchtend zumal, tat sich auf. Seine Gedanken gerieten dadurch etwas ins Stocken, zwischenzeitlich hatte er die Fußgängerbrücke erreicht, er beugte sich übers Geländer, etwas gespannt, die gedankliche Kraft jetzt auf sie gerichtet, er wollte es hinaus schreien, doch eine Schüchternheit hinderte die Worte daran, sich auszubreiten, sie versteckten sich. Andere Gedanken - in Worte zu fassen- eilten herbei, wollten heraus. Sie brachten ihn aus der Ruhe, etwas sollte geschehen, mehr als ein Kuss der Verständigung. Die Gewissheit, dass sie schwer zu erreichen war, dass es schwer war, die Wärme ihrer Beine unter den Falten ihres grün gepunkteten Rockes zu spüren, legte eine

gedeckte Schwermütigkeit auf ihn.

Mit diesem Gedanken ging Julien weiter. Der Fluss strömte wie immer rasch dahin, bedeutungsvoll und unversiegbar. Er ging ohne Eile weiter, die Leuchtkraft des Flusses hinter sich lassend. Es fehlte nicht viel und seine wieder erlangte Entspannung sowie Befriedigung wäre ihm entrissen worden. Sanft ließ sich nämlich Julien von einem leichten Siegesgefühl tragen. Doch jäh wurde dieses unterbrochen. Zwei Jünglinge, breitbeinig wackelnd, kamen ihm entgegen, missmutig und aggressiv erscheinend. Er fürchtete, warum auch immer, ihnen zum Opfer zu fallen. Doch, so würde es heißen, hätte er viele enttäuscht, wenn er nicht so reagiert hätte, wie sein Siegesgefühl es zugelassen hatte. Er blieb nicht unschlüssig stehen, nein, mit einem Sprung, der auch bei ihm später Verwunderung auslösen würde, entwischte er den beiden.

Julien hatte - offen gestanden - nie damit gerechnet, so reagieren zu können. Etwas Unerklärliches blieb haften. Mit befriedigter Miene, harmlos wie ein Kind, schritt er der Heimat entgegen. Die verdünnte Atmosphäre mit ihren gleichgültigen Wolkenfetzen gab aber noch nicht die Gedanken und Worte frei, die der Atem trägt. Julien begriff es immer stärker, er fragte sich, wie wenig das alles zählt, wie schnell es vergeht. Ein sensibler Mensch versucht naturgemäß, das was ihn bekümmert, dort anzugehen, wo es direkt greifbar ist, bei einem selber. Damit war man sein Leben lang beschäftigt.

Die Heiterkeit des Himmels kehrte zurück, zärtlich, friedlich, geheimnisvoll. Die die Straße säumenden Bäume verschatteten schon die scheu vorüberhastenden Mitmenschen, ein bereits kühler Wind enthielt die schonungslose Gewissheit des Abklingens eines weiteren Tages seines Lebens. Die Menschen, die an ihm vorbeihuschten, schienen ohne Illusionen, schweigender Vorbeimarsch gequälter Geister, reglos in der Gebärde, um Vieles zu verbergen. Wann käme die allerletzte Konsequenz, um Wesentliches preiszugeben?

Plötzlich erschien ihm das Unerklärliche aus den Tiefen des Tages und der Nacht zu kommen. Julien herrschte sie an, die Menschen trudelten. Warum leiden sie, stundenlang, warum sind sie zu etwas anderem nicht im Stande? Sie blickten sich nun versöhnlicher an, er sendete eine behütete Milde aus.

Der Wind blies ihm unter dem Hemd durch, auf die nackte Haut. Wieso auch immer, kam es jedoch zu einer nicht gekannten Erschöpfung, die ihn veranlasste, die nächstgelegene Bank aufzusuchen. Julien hatte die Gabe zu träumen, sobald er den richtigen Sitzplatz außerhalb gefunden hatte. Solch ein ihm genehmer Platz genügte, um eine Reizung zu verursachen, die jedwedes Unbehagen erlöschen ließ, um danach ein Bild entstehen zu lassen, das in seiner Verdichtung ein 'Es wird' festgehalten hat. Die Gedanken kreisten, mal in größeren, mal in kleineren Bahnen. Je länger er sitzen blieb, desto mehr bekamen sie stärkere Konturen, wurden fassbarer, gaben Impulse. Bevor sie einschliefen, die Schwere bekamen, ihre Bahnen verließen, mahnten die schweren Augenlider zum Aufbruch. Eine nicht gekannte Lautlosigkeit beobachtete er.

Julien ging weiter. Von den noch sehr wenigen Passanten, die ihm nun entgegen kamen, schaute ihn ein Paar an, als würden sie ihm sagen wollen: Sie kenne ich, wie ist ihr Befinden.

Julien fühlte bei diesem Ansehen eine gewisse Befremdung. Wo waren die verständnisinnigen Blicke? Welche Räume waren zu betreten?

Sybille gab das Bild einer durchsichtigen Gestalt ab, barfuß sich bewegend, er genoss es, daran zu denken, ihre Gestalt streifte seine gedankliche Welt.

Allmählich verlangsamte sich sein Schritt, er erreichte die Straße, in der Sybille ihre Wohnung besaß. Er verspürte Sehnsucht, er fing an zu leiden, er sprach nun Leute an, die mit ihm litten, als diese sahen wie Julien reagierte, als er nach dem Verbleib von Sybille fragte. Die Farben am Himmel gingen auf Distanz, ein Teil der Wolken berührte die Sonne. Seine Stimme verlor ihren Impuls, die Sonne verschwand in diesem Moment. Julien rührte sich leicht, die Sonne in den Augen noch spürend. Die Zeit des Tages zeigte sich in dem Schatten seiner Gestalt, der Himmel wirkte wieder freier. Mit ihm entstand ein Kontakt, herrlich beruhigend. Solide stand er da, breitbeinig und aufrecht.

Er hätte Sybille nur fragen sollen, mehr war nicht zu tun. Abgewiesen werden sollte kein Problem sein, obwohl, sie hatte eine faszinierende Art, die ihn nötigte, sein manchmal tölpelhaftes Verhalten zur Kenntnis zu nehmen. Eine Mitschuldigkeit seitens Sybille war nicht erkennbar. Er wäre sicherlich mit gesenktem Haupt ihr sofort gefolgt, bedingungslos, bedacht darauf, sie sich nicht zurückziehen zu lassen. Julien fühlte, dass weite Schlünde geöffnet wurden, Abgründe sich auftaten. Doch kein äußeres Zeichen war diesbezüglich erkennbar. Wenn man genau hinsah, schien Julien nun eher entspannt zu lächeln. Die Gedanken an die Stimmen des kommenden Tuns hatten ihren Reiz. In Erwartung der bezaubernden Farben legte er eine Spur des Schweigens. Die Straße führte hinunter zum Fluss, der von da aufkommende Wind schien die Straße zu leeren. Die ersten Schilder der Läden, Restaurants und Bars erhielten ihr verdientes Leuchten. Die Straßenoberfläche schien dieses Licht zu mögen, sie nahm es auf und gab es wieder zurück. Julien runzelte die Stirn, für einen Moment blickte er unschlüssig um sich; mit den Händen in den Hosentaschen schlenderte er über die Brücke Richtung Meer.

Je weiter er Richtung Horizont schritt, desto mehr Menschen strömten aus allen Richtungen herbei, an den schönsten Plätzen verdichtete sich die Menge. Bevor er dieses Knäuel durchschritt, zupfte es am Ärmel, „Hallo Opa“, vernahm er, wissend, dass dies nur Sappho sein konnte, die Enkelin des Hausmeisterehepaars. Sappho, die Julien deshalb mit Opa ansprach, weil er schon angegraute Haare besaß, hielt sich des Öfteren hier auf, weil es eine kleine Stelle, 500 m von hier gab, die mit Sand angehäuft war.

„Darf ich mit Dir schauen?“, fragte sie scheu. „Ich bitte dich darum“. „Lieb von Dir“, kam es freudestrahlend zurück. Hand in Händchen schritten sie beschwingt und munter Richtung Sandplatz; er blickte auf seine Armbanduhr, die hatte aber ihren Geist aufgegeben. Macht nichts!, der spürbare Ausklang der Tageszeit legte sich wie eine noch blasse Vergoldung auf den meernahen Fluss. Er fühlte sich wohl, hier oder dort. Man sah sie langsam einerschreiten, keiner sagte ein Wort. Doch war erkennbar, dass beide eine sich ausdehnende Kraft darstellten; natürlich war nicht jeder in der Lage, dies zu bemerken. Ihr Vorbeigehen an den letzten Läden geschah zwanglos. Je näher sie ihrem Platz kamen, meinte man, sie sich ausdehnen zu sehen.

Die sandige Stelle erschien im Blickfeld, sie verspürten beide ein wohliges Behagen. Beim Anblick ihrer leuchtenden Augen und der roten Bäckchen bemerkte er: „Du hast einen wundervollen Platz hier!“ „Ja, den muss man sehen, aber ich zeige ihn nur Dir, verstehst Du?“ „Ich sage niemanden etwas von dieser Stelle“!

Julien fand sie auch belebend und erfrischend. Das Auge erfasste das Licht, welches zugleich Weichheit, Stille und Unendlichkeit mitbrachte. Er fühlte sich wohl. Sie beobachteten die kleinen, leckenden Wellen, die kaum wahrnehmbar vorschnellten und wieder zurückwichen; der Sand hatte kurzfristig Zeit sich zu trocknen, während Juliens Blick durch den leichten Dunst hindurch den Himmel gelblich erfasste.

Sappho hatte ihre Sandalen ausgezogen, sie genoss den feinen Sand und das weiche Wasser, ihr Haar wehte leicht. Julien schaute ins Wasser, die Sonne vergoldete immer mehr die gekräuselten Wellen. Seine Hände versuchten die Spiegelungen abzuschöpfen. Sappho neigte den Kopf, es war eine gerührte Bewunderung zu erkennen. Beide fühlten.

Sie setzten sich in den Sand, die Hände leicht unter das Gesäß geschoben. Sappho fragte ihn: „Denkst Du an etwas“?

„Ja, welche edle Farbe, sie macht mich schwindelerregend, hier spüre ich das Vorbeistreichen der Zeit“. „Ich finde es hier auch sehr schön“, entschlüpfte es helltönend aus ihr.

„Sieh, wie die Sonne auf dem Samt des Wassers ausgelegt wird“.

Sie versank ganz langsam. Julien blickte ihr nach. Lange nach.

„Nun wird's kalt.“

„Ich verstehe“. Plötzlich schien ihm, dass ihn jemand erwartete. Sie fühlten sich sicher, sie waren gerettet, das Licht des beginnenden Abends trug sie nach Hause. „Weißt Du, es gab eine griechische Dichterin, vor langer langer Zeit hat sie gelebt und Gedichte geschrieben, wunderschöne, hör zu: Abendstern, du bringst alles wieder zusammen, was sich am strahlenden Tag zerstreute...Eile, eile, sonst bin ich eher da als du!“

„Ich laufe schon, erzählst Du mir später mehr?“

Ein unermüdliches Gerne schickte er ihr hinterher.

Die Augen nahmen den angenehmen Anflug der Nacht auf.

Samuel

Es war viertel vor fünf, das Buch lag aufgeschlagen vor ihm, die Nacht hatte noch nicht ihr Nachtwerk erledigt. Die Buchstaben hatten auch noch nicht die richtigen Konturen angenommen, sie erschienen genauso verkniffen wie Samuels Augen. Das Ich hatte sich auch noch nicht geformt, die Augen tränkten, ihm tat aber nichts weh.

Der zur Seite gezogene, schwere Vorhang ließ den Blick zum See schweifen. Das Gefühl der überreifen Nacht wurde durch die nun vermehrt auftretenden Glitzersteine auf dem Goldhang gegenüber unterstützt. Die Häuser unterhalb des Hotels hockten noch in der Nacht. Samuel wartete mit ihnen auf das Aufziehen des Tages. Das Zimmer war spärlich möbliert, man könnte es auch reduziert nennen, für Samuel die richtige Umgebung. Der sich speckig anfühlende Stuhl wackelte, schien aber ein echter Thonet zu sein, der kleinere Tisch daneben, passte sich in seiner Struktur ihm an.

Der zweigeteilten Fensterfront entfernte er die Türöffnung, geräuschlos fuhr sie in die dafür vorgesehene Taschen, außerhalb seiner Behausung zeigte der Himmel mit seiner hellgelben, leicht grau unterlegten Farbe die Morgendämmerung.

Die Sterne, für ihn die hellsten des Landes, waren in der Tiefe der Welt verschwunden. In der Nacht, als er die Toilette aufsuchen musste, hatte er - wie in seiner Kindheit - hinter dem Vorhang gespinst und diese erblickt.

Der Himmel schwebte nun gestaffelt in Graugelbtönen über dem glitzernden See. Kleine Wölkchen lockerten die Farbtöne auf. Der See wurde geteilt durch die langsame Ruderfahrt eines Fischers; dieser hoffte sicherlich auf Zander, Hecht, Aal und Egli.

Samuel blickte nun eine Weile unschlüssig um sich, vom Geschoss über ihm hörte er die Toilettenspülung, er benutzte sie auch wieder.

Er setzte sich an seinen Biedermeierschreibtisch, das Buch, sein Buch, hatte noch viel mehr Seiten von cremeweißer Freiheit als in Anspruch genommene. Über den Titel hatte er sich noch keine Gedanken gemacht, er konnte sich daran erinnern, dass gesagt wurde, man müsse es vermeiden, sein Buch schon durch den Titel zu definieren.

Seine nun klar schauenden, bräunlich schimmernden Augen wanderten von der noch leeren Seite zum lebendig werdenden See. Dieser hatte schon sein Tagwerk begonnen, er ließ es nun zu, seiner Oberfläche andere Strukturen zu geben; die von den Schiffen erzeugten Wellen gehörten dazu wie der Schaum auf dem Bier.

Er trank etwas, die Trockenheit im Munde war seinem hoffentlich bald einsetzenden Schreibfluss nicht dienlich. Doch wie kam er weiter, es schien schon alles gesagt zu sein, ein hohes Maß war gesetzt worden, könnte er eine Norm verlassen? Dem Fügen der Worte und Sätze auf dem papierenen Gegenüber die größte Aufmerksamkeit im Aufschreiben entgegenzubringen, kostete genug Kraft.

Seine Hand kam aber von dieser Stelle nicht mehr los. Das Bedürfnis, diesen Ort nicht aufzugeben, hatte seine Latenz. Ja, das notwendige Bleiben! Darüber sollte

einander noch geschwiegen werden. Samuel stand auf, zwei längere Sätze - gräulich anzusehen - konnten auf dem Papier festgemacht werden, der Bleistift musste dafür zweimal angespitzt werden.

Er war unruhig, der frühe Morgen mit seiner Helligkeit zeichnete die Umrisse der Möbel mit gespitztem Strahl; die Außenwelt hatte noch Abstand zu ihm, sein Zimmer lag in der ersten Etage. Samuel zog immer als allererstes sein weißes Hemd an, nachdem er die Morgentoilette gewissenhaft abgeschlossen hatte, nur dieses mit seiner angenehmen Faser ließ es zu, ohne Unterhemd getragen zu werden.

Die Wildlederhose mit echten Hirschhornknöpfen gab ihm in ihrem angenehmen Tragekomfort die entsprechende Sicherheit; die alten Bergsteigerstiefel gaben diesem Kleidungsstück den adäquaten Abschluss. Wie immer stand auf der Tagesordnung -so auch heute- sein obligatorischer Spaziergang am See. Dies genoss er Schritt für Schritt, so wie beim Schreiben hoffentlich öfters Satz für Satz, Absatz für Absatz.

Die Hände hatte er meistens zunächst vergraben in den Hosentaschen. Er ging zu seiner Verabredung, was heißt Verabredung, dies war sein Wort eines Zusammentreffens, einer Begegnung, wo es für Samuel zu einer wohlthuenden Unterhaltung kam. Diese fand nicht jeden Tag statt, schon gar nicht durch Verabredung.

Sein Bedürfnis auf dieses Fest der Worte war nicht zu stillen, das Gefühl der Erwartung immer wieder aufs Neue unermesslich; ohne ihre Gegenwart ergaben sich viele Zustände von Sinnlosigkeit.

Den Weg zum Frühstücksraum nahm er wie immer mit Hilfe des Fahrstuhls. Der Frühstücksraum empfing ihn im Allgemeinen ohne Gäste, somit konnte sich Samuel ganz auf das Lächeln der Bedienung hinter der Büffettheke konzentrieren und sich freuen. Er merkte, wenn er schon in Herrgottsfrühe hier erschien, wie ihr Lächeln zunahm, seins setzte schlagartig ein. „Es ist sehr warm hier drin!“ „Ja, Sie haben Recht, ich kam noch nicht dazu, die Terrassentür zu öffnen.“ Ein kühler Windhauch strich nun an Samuels Knöcheln entlang, er trug strumpflos seine Slipper, die Hose hatte, besonders wenn er wippte, leichtes Hochwasser. Bei Anette, so hieß die Bedienung, bedankte er sich für das Frühstück und wünschte einen schönen Tag.

Sie, in Erwartung von mehr Worten, wünschte erfolgreiche Gespräche, ein Beneidenswert schob sie noch nach. Er ging wie immer noch kurz in sein Zimmer, den Fahrstuhl nehmend, wofür er ein paar Minuten warten musste. Dies erledigte er geduldig. Er zog sich noch kurz um, nahm die Sonnenstrahlen so wie seine Jacke dankbar auf und überließ das Zimmer dem Zimmermädchen, welches, nachdem es geklopft hatte - was er nicht gehört hatte - eingetreten war. „Sie dürfen sauber machen“ waren beim Verlassen seine dürftigen Worte.

Der Weg zum See nahm keine große Zeit in Anspruch. Es ging bergab, seine in letzter Zeit ab und zu sichtbare Gebrechlichkeit war hier deutlich zu erkennen, sein Stolz hielt ihn aber aufrecht. Er erreichte die Dunstzone des Sees, ein schönes Bleichgelb stach ins Auge, der Dampfer zum gegenüberliegenden Ufer war schon abgefahren, sozusagen in See gestochen.

Die Wasserspur, die er hinterließ, zeigte sich scharfkantig auf der Oberfläche ab; die Schwäne fühlten sich gestört, sie suchten südwärts einen neuen Platz.

Hunde ohne Begleitung nahmen keine Notiz von ihm. Er ging, seine Gedanken rutschten wortlos über die Lippen. Die Enten, die die Nacht an Land verbracht hatten, gaben ihm kommentarlos den Weg frei, ihre Gelassenheit war auffällig, die Federn, die der leichte Wind liebevoll aufhob, könnten auf ein Nest schließen lassen. Der Baum ohne Blätter trauerte, die Trauerweide hatte im Licht der Sonne ihr Geschmeide angelegt.

Samuel verlangsamte den Schritt, duftig wehte es vom See herüber. Die Sonne schickte ihre Strahlen durch die Baumkrone und ließ sie auf dem Erdboden beuyshafte Zeichnungen entwerfen. Es wurde wärmer, Samuel legte seine Jacke über den Arm, nachdem er vorher die Hemdsärmel hochgekremgelt hatte. Nun folgte ein Schritt auf den Nächsten, gemächlich war das Weitergehen. Er musste auch nicht auf die Hinterlassenschaften der Enten achten, denn diesen Bereich hatten sie noch nicht eingenommen. Die Erde hatte sich mit neuem Grün aufgehübscht, das Unkraut war verschwunden.

Die Luft zeigte sich klar, die Entfernung zum anderen Ufer wärmte seine Nähe zum See. Seine Augen lachten, die ersten Joggerinnen streiften ihn mit einem lüsternen Atem, seine Hände erwärmten sich nicht, er steckte sie in die Hosentaschen, dies, so sollte man meinen, wäre erst im Herbst erforderlich. Er nahm sie aber wieder schnell heraus, da er feststellen musste, dass seine Sohlen über den Fußweg schleiften. Die Sonne trat jetzt breit in die Landschaft. Der Läufer, der ihm entgegen kam, konnte seinen Qualen nicht verbergen, humpelnd und seufzend verschwand er hinter dem kleinen Hügel; sein Blick richtete sich wieder nach vorne.

Leichte Schweißtropfen hatten sich im Gegensatz zum Jogger nur auf der Stirn gebildet. Die Dichte der Farben zeigte ihm die Hitze, sie sprachen von der Sonne, samtene Töne, sinnlich, leidenschaftlich, die Bilder irritierten seine Augen, jedes Stück Boden andere Träume, begehrt von dem spielenden Wasser des Sees. Die Wellen leckten ungeniert am Ufer.

Der Wind wehte, ein sanftes Rauschen überspielte die Schattierung am Boden. Samuel hatte Lust ins Wasser zu gleiten, die Fläche, die der See mit Sand und Kieselsteinen geschaffen hatte, durchmaß Samuel nun mit großen Schritten, das Knirschen der Kieselsteine unter den Sohlen erschrak die auffliegenden Möwen. Hoch in die Luft erhobenes Glück, dieses senkte sich auf Samuel nieder, die Uferlandschaft hatte sich entvölkert.

Er fragte sich, was die ungemilderten Ausdünstungen besonders in den Achselhöhlen, für Aversionen auslösen können; das Mädchen, das ungehalten vor ihm stehen geblieben war, weil keiner von beiden sich entscheiden konnte, welche Richtung einzuschlagen war, löste diese in ihm aus. Ihre brackige Anmaßung steigerte die vorhandene Ungeduld zur Unduldsamkeit, ihre Hast ließ bei ihm einen unverständlichen Groll aufkommen: „Sie irren sich“ meinte sie. „Ach ja, wirklich“. Kaum dass seine Worte verklungen waren, ergriff sie seinen Arm, zog daran, brachte ihn zum Straucheln, dann fiel er hin. Sie verschwand.

Mit klopfendem Herzen rappelte er sich hoch, spürte dabei, wie Gift und Galle versuchten in ihm empor zu steigen. So läuft's nicht, dachte er, wusste aber, dass er sich nicht seinen eigenen Eindrücken überlassen konnte. Zum Glück konnte er die Umgebung, somit verbesserte sich sein Gefühl.

Jenseits hatte sich der weiße Dunst mit Löchern noch nicht aufgelöst, der leichte Wind, sollte er stärker anschwellen, würde dann in den Ohren klingen. Er ging weiter, Raum entstand wieder, er atmete, er fühlte sich wieder besser. Er ging Richtung Treffpunkt.

Samuel ging davon aus, dass er Nathalie dort, in der Nähe der Baumbank, antreffen würde, hier war ihr privater See-Swimmingpool.

Ein schepperndes Geräusch störte seine Gedanken. Da war etwas Unerklärliches. Vielleicht so banal und harmlos wie vieles, vielleicht auch ein ängstlicher Ruf. Vielleicht war es aber auch hurtig im Wasser verschwunden.

Samuel beobachtete sich, der Wind schickte nun wütende Stöße, was hatte er mit dem Leben zu tun? Sollte er den Geist von seiner Bedeutsamkeit entlasten? Er kam dem Treffpunkt näher, Nathalie war nicht zu sehen, weder zu Lande noch zu See. Er empfand plötzlich kindliches Vergnügen, er lachte in sich hinein, die Hände legte er um die Knie, nachdem er die runde Baumbank in Beschlag genommen hatte.

Er tat nichts, wartete ununterbrochen auf sie. Zwei kühle Hände legten sich auf seine Schultern; die dünnen, knochigen Finger, deren Farbgebung teilweise der morgendlichen Gelbtönung des Himmels Hohn sprach, waren durchs Hemd zu spüren. Mit „Weißt Du“, kam die geliebte Stimme an sein Ohr, „was mir am meisten Arbeit macht, das sind die Emotionen“.

Schon beim Umdrehen bemerkte Samuel, dass sie sich eine Zigarette anzündete. Er war gleich beim ersten Male in ihren Bann geschlagen. Der kleine Platz, herrlich am See gelegen, sonnig sich zeigend, duldete genauso wie sie keinen Widerspruch.

Etwas ungemein Ruhiges und Sicheres strahlte sie aus. Sie hatte etwas höchst Intensives an sich, jede Geste schien Aufmerksam auf sich zu lenken.

Dieser Platz, für sie beide großartig lebendig, hatte sie eingenommen. Nathalie jedoch besonders. Er war ihr Umkleide- und Sonnenplatz; fein säuberlich gefaltet wurde zuerst das grün-violettfarbene Frotteehandtuch an die von ihr in Besitz genommene Stelle niedergelegt. So auch jetzt, nachdem die Zigarette ihr zwischen den Fingern entglitten war, ihre Selbstgedrehten fanden wenig Halt dort.

„Du sagst nichts“. Dies war ihr Hinweis, dass etwas außerhalb der Zeremonie sie mit größtem Argwohn betrachten würde.

Er rutschte ein wenig auf der Bank herum, ihr mächtiger Eindruck ließ ihn klein erscheinen. Seine Deckung wurde von ihr entzogen, sein Schutz war weg, er beugte sich vor.

Samuel fühlte sich wie ein weißes Blatt, das nicht weiß, was mit ihm geschieht. Nathalie zog sich um, legte ihren Bademantel an, lächelte ihm zu.

Nun hatte alles seine Zeit. Samuel beobachtete Nathalie, fasziniert von ihrer alterslosen Erscheinung. Sobald sie ins Wasser stieg, formierte sie sich als Fisch.

Eine Offenbarung, sie durchs Wasser gleiten zu sehen, ab und zu nach den verlorenen Worten am Seegrund tauchend, keuchend erschien ihr Profil, ihr territorialer Anspruch hatte sich über den kleinen Platz hinaus vergrößert. Sie schien die Berührung mit dem Wasser zu genießen, das Streicheln des Ewigfließenden ließ sie lange in dieser Unendlichkeit verweilen.

Beim Ausstieg aus dem Wasser, beim Festhalten an der wackeligen Ausstiegsleiter krümmten sich ihre hageren Schultern. Der Tod schien schon eine Zeit lang sehr nah, sie ließ ihn noch nicht zustoßen, sie gab ihm noch keine Chance, sie wollte noch nicht abtreten, die Schönheit der Worte blieben, sie wollte sie immer noch erleben, sanft behandeln.

Der noch kühle Wind fuhr ihr über den Körper, sie legte sich schnell den Bademantel über. Ihre Worte lösten sich vom Grund, schwebten in kleinsten Teilchen nach oben, verdichteten sich, gewichtslos schwammen sie auf der schimmernden Zunge, bevor sie rein von großer Intensität in klarer Resonanz ihre Lippen verließen.

„Das leicht Erregende befällt mich noch bei der morgendlichen Schwimmübung, gütiger Himmel, ich necke dich nicht, lass mich noch ohne Zwang entfalten, und jede Silbe sanft ausfüllen!“

Mit größtem Wohlwollen schaute sie Samuel an. Und konnte es nicht lassen wieder zu erwähnen, dass man ihn umarmen müsste, ihn liebevoll drücken müsste, ihn küssen müsste.

Und nicht zu vergessen, ihn fragen müsste, wie er weiter komme; am Anfang ihres Kennenlernens wäre diese Frage eine hochnotpeinliche Angelegenheit gewesen.

Nun hatte alles seinen Platz gefunden. Sie setzte sich zum Umziehen auf die gegenüberstehende Bank, sie schien zu frösteln, ihre Haut zeigte die entsprechende Oberflächenstruktur. Sie hatte nun ein leichtes Ensemble übergezogen. Unter ihr ließ sich eine kleine Wasserlache ausmachen, der Rinnsal versickerte im Perlenlicht auf dem angrenzenden Gras. Alles war von einem wunderbaren Schweigen durchdrungen. Das Licht war noch fahl, verdünnte Farbe. Und lichter Atem, der sich dürftig rührte. Sie stand dann spontan in voller Größe mit denkmalhafter Monumentalität vor ihm. Waghalsig wäre es, ihr nun ein Wort entgegen zu schleudern.

Zu Anfang ihres Treffens hatte er sich erlaubt, seinem Bedürfnis folgend, auch ihr Wörter entgegen zu bringen. Und was geschah: Samuel bezahlte für sein Tun mit einer regungslosen Mundpartie, zusammengekniffenen Lippen, einem Blick voller Abscheu.

Der Himmel hatte sich nun grau verfärbt. Die stillstehenden Wolken nahmen Fahrt auf, kein Königsblau war da noch sichtbar, ein Gewitter kam auf, ein nicht sehr starkes. Und danach Stille, ein kosmisches Aussetzen der Atmung. Danach ein lustvolles Schweigen, ein langanhaltendes Wohlsein.

Beide wussten, dass das Schweigen vor allem nicht zu lange dauern durfte, es könnte zu einem lastenden Schweigen werden. Ihr Geschriebenes war nach und nach zu hören, sanfte Melodie weckte ihn aus seiner Ungeduld, er hatte Rücksicht genommen. Und sie machte weiter; Worte, die sich auf Worte stützen konnten. Er wagte zu bemerken, dass sie noch schuhlos sei, was sie nicht weiter zu interessieren schien. Aufbruchspuren ließen sich noch nicht erkennen.

Seine Grübeleien, die plötzlich einsetzten, passten sich ihrem unablässigen Gemurmel an. Samuel regten ihre Worte, ihr Gemurmel, das Geschehene hier an dem kleinen Platz, das Gelesene von ihr, und, wenn man es so sagen darf, ihre helle, poetische Erektion von Sprache, an. Die Sonne hatte Schwung genommen, das Aufklatschen der Ente auf dem juwelengleichen See war wahrzunehmen.

Und jetzt, da nichts mehr zu stören schien, legte sie los: Stumme Landschaft, ganze Körperlichkeit, nur die notwendigen Bewegungen aufs Neue, zornig vielleicht gegangenes Leben, überall sind die Worte beherrschend, sie lassen sich unbehindert nieder, wo? Naja, dort, sogar dort? Sie blieben verankert, sie haften fest, prachtvoll, erstaunlich, ein Juwel!

Samuel würde von hier mit Schätzen von dannen gehen, zwar schwer daran tragend, aber in keinem Falle vergebens, sein Feld konnte bestellt werden. Duft, Kontur, Licht, die Lektion hatte er mitbekommen. Und jetzt fing es auch an zu flimmern, die aufkommende Hitze erzeugte Rauschhaftes, vergessene Wahrnehmungen schlangen sich auf, zu leben.

Und Versunkenes löste die maroden Verhältnisse durch ihr Auftauchen trommelnd auf.

Ruhiger Himmel, ruhiger Samuel, „Was gibt es sonst Neues?“ fragte die Allmächtige, dabei ihr Bündel packend. Samuel schüttelte das Haupt, „ich weiß nicht, aber ich glaube, sie ist wieder gesund“. „Das freut mich!“ Nathalie ging, mit Sanftmut. Alles blieb offen, einfach weitermachen. Seine Jacke legte er wiederum über den Arm, er war nun froh, im Schatten der Bäume den Rückweg antreten zu können.

Er fühlte sich jung, bedauerte sich nächstens wieder alt fühlend zu müssen, um dann sich darüber zu freuen, sich wieder jünger zu fühlen. Er hatte die Zeichen, die Nathalie in die Welt sendete, empfangen und aufgenommen. Am Ufer standen die Enten Schlange, durch wen auch immer bestellt. Die Sonne war wieder hervorgekommen, somit lasen die Sonnenstrahlen, was auf dem Boden stand. Frohlockende Bilder sahen seine Augen.

Er freute sich auf das Ende des Tages. Der Duft einer Zigarette rauchenden Dame blieb in seinen Nasenflügeln hängen, Erinnerung an Nathalie. Seine Tage waren privilegierte; auf dem Weg zum Hotel vermisste er Nathalie. Der Köcher eines am See fischenden Mannes erinnerte ihn an ein Netz aus Worten, das den Himmel eingefangen hatte.

Die Mittagszeit war gekommen, Familien mit ihren Kindern versuchten nun, einen Platz zum Grillen am See zu erhaschen. Verstreut schien alles, Allgegenwärtiges nur Wesentliches. Und unwiderstehlich nach vorne geschoben die Gesprächsfetzen: „Ah was für ein Buch! Ich habe nichts Derartiges gelesen“, Samuel nahm es zur Kenntnis. Haufenweise erschienen nun frohlockende Menschen, eine rege und laute Deutlichkeit, harmlos diese Formation; „Solltest Du!“ ruft einer zum anderen. Ein vages Unbehagen beschlich ihn. Er hoffte, dass die Nacht ruhig sein würde.

Der Weg verlor seine natürliche Form, er glättete sich, auch das ihn überspülende Wasser des Sees wusch ihn nicht rein.

Die Sonne wurde munter, ihn überkam das Gegenteil. Gelassenheit fühlte sich auch anders an. Nun genügte die kleinste Kleinigkeit, um eine Reizung zu verursachen. Die Mundhöhle verzeichnete Trockenheit, der Kopf brummte, ihn überflutete die Empfindung auf etwas hinauszuwollen, aber nie ans Ziel zu gelangen. Der Weg am See war hier zu Ende, der Zebrastreifen verlängerte die Asphaltfläche. Mühsam erklimmte er den Berg zum Hotel. Vor dem Eingang machte er keuchend kurz Halt, auch die Luft zitterte vorübergehend.

Am Empfang bat er um den Zimmerschlüssel Nummer 107, die Lederhose, ebenso die Stiefel zog er aus.

Nach dem Toilettengang nahm er sein Nachmittagsschläfchen. Danach setzte er sich auf den Thonet und schaute ins Buch, Linien sehend, wo keine waren, Worte erhaschend, wo sich keine zeigten. Und so musste er sich durchringen, da anzufangen, wo er sich an bestehenden Worten vorantasten konnte. Vieles war heute geschehen, dachte er, in dieser Welt geschieht vieles, mit ihr konnte er vieles suchen, abtasten, bewusst werden lassen; was kommt in sein Buch hinein, was fällt heraus? Er musste das Wort für sich ergreifen, sich zurücknehmen, sich nicht hervortun.

Die Worte dürften aber nicht in sein Schweigen hineinfallen.

Sein Denken, geprägt von Nathalie, dürfte die Worte nicht verunklären ...

Er setzte sich aufs Sofa. Das notwendige Bleiben erhöhte seine Bereitwilligkeit, die Dinge so wahr zu nehmen wie er sie schon als Kind wahrgenommen hatte. Wie wünschte er sich in den Dingen zu sein, um die Tapeten der Wege, Umwege und Etappen Stück für Stück herunterzuziehen.

Als er seine mit Bleistift niedergeschriebenen Gedanken anschaute, glückte die Flucht über seine Grenzen. Er nickte demütig. Die Oberfläche der beschriebenen Seiten erschien mitteilbarer als deren Inhalt. Ein lieber Gruß an Cy Twombly!

Er ging ins Restaurant, den Fahrstuhl nahm er nicht, so glückte seine Flucht.

Seinen Tisch konnte er in Beschlag nehmen, der Fritz brachte ihm unaufgefordert eine Karaffe Rotwein. Heute gönnte er sich etwas Besonderes: Trüffelbismarck. Ein Genuss! Unvergleichlich, ein geheimnisvoller Geschmack, sein Geseufz ließ die Existenzberechtigung unterstreichen.

Hingerissen, mit leicht zitternder Hand, ließ er den alten Cognac den Gaumen entlang streichen. Angesichts dieses Schwingens von Lust und vorhandener Lebenskraft blieb ihm auch nichts anderes übrig. Er musste weiter machen. Viele Gedanken gingen, dieser blieb. Den Espresso nahm er an der Bar. Mit dem Barkeeper sprach er über Dies und Das, dann erlosch die kurz in Gang gekommene Unterhaltung, nachdem sie langsamer geworden war, ins Stocken geraten war und die Worte keine Lust mehr hatten herauszukommen.

Samuel war froh, die Gefangenschaft der Worte feststellen zu können. Die Blicke um ihn herum, die teilweise Starrheit derselben, war ihm einerlei. Luft, Erde, Wasser und Land verschwammen. Der feine Geschmack des Cognacs schob sich genüsslich über den des Espressos nach vorne.

Er erhob sich lautlos, verließ den Restaurantbereich. Und stand dann unschlüssig in der Vorhalle. Alles war erlaubt, nur kein Aufsuchen seines Hotelzimmers. Sein weißes Hemd hatte gelitten, der anstrengende Morgenspaziergang war nicht spurlos geblieben, umgezogen hatte er sich nicht. Die übergezogene Jacke verdeckte zwar die trüben Wasserflecken, aber es war nun an der Zeit und diese wollte er auch jetzt aufbringen, ein neues blütenweißes Hemd zu kaufen. Er schritt durch die Glastür auf die Straße, er trat auf der Stelle, der Hotelbote grüßte freundlich und Samuel erzeugte Sprachlosigkeit, gewollt oder ungewollt. Der Bote blieb stehen, panisch wirkte er, seine Hände lösten sich vom Paket, das er trug, es fiel zu Boden.

Samuel hob es auf, die leichte Beschädigung der Verpackung legte den Blick frei auf ein Teil des Buchrückens, ‚hier‘ konnte er noch entziffern, bevor ihm der Bote das Paket entriss.

„Finden Sie nicht, das geht sie nichts an“, fauchte er, während Samuel meinte, seine Sprachlosigkeit aufhebend, „ich finde es nicht“. Und setzte seinen Weg fort.

Die Schönheit im Herrenladen war eine Gesprächspartnerin, die ihn veranlasste, die blassen Bilder, die solche Gespräche ansonsten evozieren, farbig anzureichern.

Hier war er richtig. Der Straßenlärm verebbte immer stärker, je tiefer er in den Raum eindrang, zum Atem holen war angesichts des lieblichen Kammerzofenausschnitts wenig Zeit. Ihr feines Gesicht frohlockte, zumal sie erkannte, dass Samuels Blick auch das richtige Hemd in Augenschein genommen hatte.

„Ist es nicht komisch, finden Sie nicht, dieses Gefühl, das man manchmal hat?“ Sie nickte, sie fand es also auch. Eine leichte Unsicherheit überkam ihn beim Anfassen des Hemdenstoffes, etwas zu viel Geräusch war vernehmbar. „Sie müssen auch das Papier entfernen!“. „Richtig“ dachte er und das aus diesem charmanten Munde. Betörend!

„Bei diesem Preis dürfen Sie aber nicht den geringsten Argwohn durchscheinen lassen, versprechen Sie das?“ „Ja, die Sonne geht auf.“ Das leicht taillierte Hemd - Baumwoll-Leinen-Gemisch, verknautschte Struktur, über der Hose zu tragen – ließ er eintüten. Zum Abschied blickten sie sich einander erstaunt in die Augen, sie wussten, was getan werden musste. Er kehrte sich ab von ihr, verließ das Geschäft, bepackt mit einer größeren Einkaufstüte, da er nicht umhin konnte, noch ein weiteres Hemd nach ihren Vorstellungen zukaufen, grau-grün blau, schön farbig. Es tränkte sie beide. Samuel wusste nicht genau, ob sie erkannt hatte, was er meinte.

Die Frau der Frühe kam ihm immer, aber auch immer wieder mit ihrem wundersamen Hervorscheinen in den Sinn. „Ja, das habe ich schon sehr oft festgestellt“, murmelte er vor sich hin. Doch jetzt, da er nicht mehr wie benommen dastehen wollte, meldete sich die Arbeit; doch wie sollte sie aussehen, wieder so ein Gedanke, der taumelnd seinen Kopf drangsalierten konnte.

Verschiedene Gedanken sollten ausgelöscht werden und nicht einer geht, neuer kommt. Er betrachtete sich mit großem Erstaunen in dem Schaufenster, eingerahmt von sich spiegelnden Lichtern. In Gold und Seide, hätte Nathalie süffisant von sich gegeben. Samuel fühlte sich in ein warmes Licht getaucht.

Schüchtern setzte er Schritt für Schritt, die Entgegenkommenden wichen aus, wichen zurück. Es sah aus wie eine bestmögliche Inszenierung. Die Straße war nun aufgerissen, die Baustelle behinderte seine Schrittfolge, zum Glück war das letzte Stück geschottert. Und der Wind war spürbar, er knöpfte seine Jacke zu, alle Knöpfe wurden bemüht. Unerbittlich kam der Abend näher, die Nebenstraßen vermittelten eine sanfte Stimme. Samuel fühlt sich schweigsam; das Kratzen der Gedanken blieb nun aus; die verzerrten Gesichter wichen lächelnden. Und das Auge fing den Wind auf. Die vereinzelt Lichter mit dem unbeschreiblichen Farbspiel überdeckte noch die aufziehende dumpfe Schwärze.

Ein Gewitter zog auf, der Donner zerfaserte den erstarrten Raum, der einsetzende Regen reinigte die Straße wie die Tränen die Seele.

Sein Schritt wurde länger, der Atem entwich stoßweise, der Regen brach in lautes Schluchzen aus.

Samuels Gestalt trauerte wie die besagten Weiden, sein altes Hemd als auch die neuen Hemden erhielten ein neues Wasserzeichen.

Nach allen Seiten zeigten sich davonrinnende Welten. Und weglos erschien die Welt, keinen Horizont aufzeigend. Die Hotelhalle war erreicht, Samuel schüttelte sich. War bemüht, schnellstens aufs Zimmer zu gelangen. Seine Schritte dorthin erzeugten auf dem Boden quietschende Geräusche, die die anderen Hotelgäste indigniert zur Kenntnis nahmen. Der Hotelchef gab ihm höflich die Hand und Samuel dachte, dass er auf alles eingehen werde, was sie an ihm auszusetzen hätten. Mit einem entschuldigenden Lächeln ging der Hotelchef aber weiter. Samuel hatte nun mit Hilfe des Fahrstuhls sein Hotelzimmer erreicht.

Auf seinem Schreibtisch lagen unsortiert die Notizen herum, ratlos sahen sie aus, das Buch lag noch aufgeschlagen da. Samuel würde sich noch einiges einfallen lassen müssen, um dieses diffuse Allerlei zu entrümpeln. Viel Zeit hatte er ja. Er rieb sich den Nacken, legte die Klamotten ab, die gekauften Hemden schienen ungeniert das Nasse vorzeigen zu wollen. Draußen fiel der Abend endgültig hernieder, die einzelnen Lichter versuchten den Dunst zu durchdringen.

Er föhnte sich, um auch die Arbeitswärme zu erreichen. Sein Thonetstuhl half im Anschluss. Der obligatorische Schluck Weißwein stand bereit, der Bleistift war gespitzt. Das Gefühl der Leichtigkeit war plötzlich futsch; „Hatte er falsche Akzente gesetzt“, fragte er sich. Der unaufhörliche Strom der Sprache, den Nathalie befuhr, hatte ihn nicht mitgenommen.

Er stand auf, duschte sich sehr warm. Es schien, dass er seinen Gedanken nachhing. Durch das Fenster konnte er erkennen, dass die noch vor kurzem erkennbaren Dinge unsichtbar geworden waren. Bei Samuel vermischten sich nun Bilder vom Morgen und aus seinem Buche. In Nathalie, die Beipflichterin seiner Gedankenwelt, spiegelte sich die Prosa, die diese Gedanken schlängelnd entblößte. Seltsam die Farben bei dem Blick nach innen, friedvoll sahen sie aus, rein und frisch, doch irgendwie schweigsam, so wie seine Sprache.

Er saß wieder auf seinem geliebten Stuhl, wippte mit den Füßen, schwieg. Wie konnte er sich mitteilen? Ohne Sprung rückwärts oder vorwärts. Die Worte grüßten ihn nur im Vorübergehen so wie der Hotelchef vorhin. Seine sprunghaften Sätze betrachtete er mit großem Erstaunen, die Worte hatten nicht die Kraft, nicht das Ausmaß, nicht die Wahrhaftigkeit, nicht den Tiefgang, um die Klänge und die Formen zu erzeugen, von denen Nathalie überzeugt war. Er schüttelte den Kopf, das Telefon klingelte, er machte die Tischlampe an und hob ab. „Na, wie läuft's, was machen Deine unsinnigen Worte?“ „Ich habe sie weggeworfen.“ Im Hintergrund hörte er Musik, Beethoven würde passen. „Ich höre die Vierzehnte“, erklärt sie. „Und“ fragte sie, „Was und“ „Naja, hast du das Lebendige, die erinnerte Erfahrung, in Sprache eingehen lassen?“ „Warum fragst du?“ „Denk nur an das Eine“ „Ja, ich versuche es“ „Gute Nacht Nathalie“ „Gute Nacht Samuel, bis morgen!“ „Danke!“

Die eingetretene Stille des Raumes beschwichtigte seine innere Unruhe. Schlafen würde er aber nicht können. Er putzte sich die Zähne, der Spiegel gab sein Antlitz ungeniert zurück.

Er dachte, es gäbe da eine Prosa, die tanze, die singe, auch in den schweren, dünnen Momenten. Nathalie gab ihm die Momente in durchscheinender, vollkommener Sinnlichkeit.

Er blinzelte sich an, blickte wieder nach draußen, die Nacht hatte nun um sich gegriffen, die Lichter tanzten jedoch wieder glitzernd auf dem Wasser.

Er legte sich aufs Bett. Das Licht, eine kleine Lichtquelle auf dem Schreibtisch wärmte ihn, ein duftiges Wohlgefühl. Er drehte sich auf die andere Seite und dachte, dass er Worte finden werde, kraftvolle, hinaus geschriebene Form annehmende; auch werde er verstehen lernen, die geheimnisvolle Anziehungskraft Nathalies sollte sein ganzes Leben unterstützen. Die emotionalen Schattierungen veränderten seine Horchstellung.

Er stand auf.

Seine Hände schienen vieles greifen zu wollen. Samuel glaubte jedoch zu spüren, wie es sanft zwischen den Fingern durchrann.

Inhalt

Pierre	1
Anna	10
Pepe	16
Julien	26
Samuel	35

Dank an:

Ilse Aichinger

Friderike Mayröcker

Nathalie Sarraute

Thomas Bernhard

Michel Butor

Emile M. Cioran

Gilles Deleuze

Julien Cracq

Peter Handke

Bodo Hell

Philippe Jaccottet

Paul Nizon

Cees Nooteboom

Fernando Pessoa

Franz Schuh

Claude Simon

Botho Strauß

Peter Szondi

die mich beim Schreiben begleitet und besonders unterstützt haben.



Arno Jung

1948	in Remscheid/NRW geboren
1967 - 1970 1970 - 1972	Studium an der Ingenieurschule Mainz Architekturstudium an der Technischen Universität Berlin (Diplom) begleitend Besuch an der Hochschule für Bildende Künste, Berlin (Prof. Hann Trier und Prof. Heinz Trökes)
1996 - 2002	Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Wiesbaden

Lebt in Pfungstadt

Auszeichnungen

1990	Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis des Landkreises Darmstadt-Dieburg
1998	Kulturpreis der Stadt Pfungstadt

Erzählband erschienen im Rahmen der Ausstellung "Ende und Anfang" in der Regionalgalerie Südhessen vom 18. Juli bis 10. August 2011

**Unterstützt von der Sparkassen-Kulturstiftung
Hessen-Thüringen
Förderverein Regionalgalerie Südhessen e. V.**



Impressum:

Layout und Druck: Regierungspräsidium Darmstadt



Regionalgalerie Südhessen

im Regierungspräsidium Darmstadt
Luisenplatz 2, 64283 Darmstadt
Tel. 06151 12 6163
Claudia.Greb@rpda.hessen.de
www.rp-darmstadt.hessen.de

